

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Mr. Todds Killerspiele

Frankreich F 8,00 / Italien L 1900 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Mr. Todds Killerspiele

John Sinclair Nr. 517

von Jason Dark

erschienen am 31.05.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Mr. Todds Killerspiele

»Fahr hin, Sinclair! Fahr hin, wenn du sie noch einmal lebend sehen willst! Fahr nur hin!«

Ich mußte mich vor meiner Frage räuspern. Der Anruf hatte mich geschockt, überrascht, aus meiner abendlichen Ruhe gerissen. »Wen soll ich noch einmal lebend sehen?«

»Die Kleine mit den schwarzen Haaren!« Der Anrufer fügte ein hartes Lachen hinzu.

»Davon kenne ich mehrere, Mister Unbekannt!«

»Aber nur eine, die Glenda Perkins heißt!«

Suko lag auf dem Rücken. Der über ihm stehende Mann hielt eine lange Eisenstange mit beiden Händen umklammert. Er war bereit, sie auf den Körper des Inspektors rasen zu lassen, der hochschnellte und auch seine Beine vorstieß, doch der Stangenträger reagierte wieselflink. Er trat Sukos Deckung zur Seite und hatte freie Bahn.

»Das wäre es dann gewesen!« rief der Trainingsleiter laut. »Tut mir leid, Suko, du hast verloren. In Form bist du nicht gerade.« Er kam grinsend näher. Die Hände hatte er in den Taschen seiner grauen Jogginghose vergraben.

Der Mann mit der Stange trat zurück hielt Suko die Hand und zog ihn hoch. »Gut gemacht, Hamil, wirklich.« Suko klopfte dem Sparringspartner auf die Schulter. »Ich glaube, ich werde alt.«

Der Trainingsleiter schüttelte den Kopf. »Vielleicht solltest du öfter kommen.«

»Wäre nicht schlecht.«

»Und weshalb kommst du nicht?«

Suko schaute sich in der Halle um, wo zahlreiche Männer sich wie die Wilden abrackerten, um in Form zu bleiben. Sie gehörten zu den Polizisten, die man an die Front schickte, die ran mußten, wenn es brannte.

»Ich warte auf eine Antwort.«

»Die kannst du haben. Die Zeit ist es, die mich abhält.«

»Man muß sie sich einfach nehmen, Suko.«

»Im Prinzip hast du recht. Nur finden meine Einsätze nicht allein in London statt. Ich treibe mich auf der ganzen Welt herum. Vor einigen Tagen hing ich noch in Frisco.«

Der Trainingsleiter schlug Suko auf die Schulter. »Versuche trotzdem, uns öfter einen Besuch abzustatten.«

»Ich werde mich bemühen.« Der Inspektor schnappte seine Jacke, warf sie sich über die Schulter und folgte seinem Sparringspartner zu den Duschräumen. Vor den Kabinen holte er ihn noch ein. »Ich bin dir noch etwas schuldig.«

Hamil, ein Libanese, grinste. »Stimmt. Wo nehmen wir den Drink?«

»Nach dem Duschen und in der Cafeteria.«

»Einverstanden.«

Suko duschte sich den Schweiß vom Körper. Er empfand es als angenehm, unter den heißen Strahlen zu stehen, die nur allmählich abkühlten und letztendlich wie Eiswasser auf seine Haut prasselten.

Dabei dachte er daran, daß er tatsächlich nicht gut ausgesehen hatte.

Er war schon besser in Form gewesen, und er machte sich Gedanken darüber, woran es wohl liegen konnte.

Vielleicht hatte er in der letzten Zeit zu viel gearbeitet. Möglicherweise sollte er mal Urlaub machen und abschalten, damit sich seine Kräfte regenerierten, damit er sich erholen konnte. Aber

wann und wo?

Er atmete tief ein, als er nach dem Handtuch griff und sich abtrocknete. Weihnachten stand vor der Tür. Möglicherweise konnte er zwischen den Tagen für einige Zeit verschwinden. Aber machte es Spaß, allein in Urlaub zu fahren?

Ohne Shao, die nach wie vor in fernen Dimensionen schwebte und nur hin und wieder mal erschien?

Er schluckte seinen Frust herunter, als er an sie dachte. Gerade vor den Feiertagen war der Gedanke an sie wieder stärker geworden. Es war die Zeit der Erinnerung, die sentimentalen Stunden, wo all das Erlebte wieder hochkam und man als Mensch eine gewisse Bilanz zog.

»Bist du fertig, Suko?« Hamils Stimme unterbrach seinen etwas melancholischen Gedankenstrom.

»Okay.«

»Ich habe schon einen wahnsinnigen Durst.« Der dunkelhaarige Libanese, der einmal ein hervorragender Ringer gewesen war, kam auf Suko zu. Er trug seine Windjacke unter dem Arm. Die Muskeln beulten den dünnen Pullover regelrecht auf.

»Worauf?«

»Ich denke an drei, vier Stößchen.«

Suko grinste. »Auch das noch.«

»Vitaminstößchen.«

»Ach so.«

Hamil lachte. »Du mit deinen Hintergedanken. Das andere kommt auch noch. Aber eine Frage: Weißt du eigentlich, was los ist, wenn es in Florida geschneit hat?«

»Nein.«

»Dann ist Miami *weiß*.«

Suko mußte lachen. Hamil hatte stets einen Scherz auf den Lippen.

Er war eine Frohnatur und ungemein froh, aus dem Hexenkessel Beirut weggekommen zu sein.

Die Cafeteria erreichten sie durch einen langen Gang. Sie betraten den Raum durch die Hintertür. Eine halbrunde Theke, Tische und Stühle bildeten die Einrichtung. Die Sitzgelegenheiten standen an dem großen Fenster, durch das der Blick auf einen Hof fiel, der als Garten angelegt worden war.

Die Bäume sahen um diese Jahreszeit traurig aus. Weder Suko noch Hamil wollten sie sehen. Sie setzten sich an die Theke, wo der Wirt, ein ehemaliger Polizist, bediente.

»Zwei Stößchen?« fragte er.

»Genau«, sagte Hamil. »Aber kräftig.«

»Bei dir doch immer.«

Hamil grinste ihn an. »Wie geht es eigentlich deiner Tochter? Ist sie immer noch so hübsch?«

»Noch hübscher, und sie ist in Paris. Für dich also unerreichbar.«

»Sag das nicht. Vielleicht trainiere ich mal die französischen Kollegen, wenn sich mein Ruhm einmal herumgesprochen hat.«

Der Wirt servierte. »Dann, Hamil, lebe ich nicht mehr, und meine Tochter ist längst Großmutter.«

»Du gönnst mir auch gar nichts.«

»Doch, das Stößchen.«

Sie prosteten sich zu. Suko und Hamil redeten über den Job. Der Libanese erfuhr, daß Suko erst vor kurzem aus San Francisco zurückgekehrt war. »Vielleicht steckt mir noch der lange Flug in den Knochen. Deshalb war ich wohl nicht so gut.«

»Dir will ich es glauben. Bei einem anderen hätte ich gelacht. Sag mal, was ist eigentlich mit deinem Freund Sinclair. Den habe ich lange nicht mehr hier gesehen. Hat er es nicht nötig?«

»Keine Ahnung.« Suko nahm einen kräftigen Schluck Vitaminsaft.

»Er müßte eigentlich mal wieder kommen.«

»Beim letztenmal hat er verloren.«

»Gegen dich?«

»Klar.«

»Dann ist er dir noch etwas schuldig. Ich werde es ihm sagen. Vielleicht kommt er ja.« Suko schaute auf die Uhr. »So, ich muß verschwinden. Wann geht es in die Revanche?«

»Liegt an dir.«

Der Inspektor legte Geld auf den Tresen. »Mal schauen, wie die Sache so läuft: Ich wünsche dir trotzdem schöne Feiertage. Und rutsch nicht aus beim Jahreswechsel.«

»Keine Sorge, ich bremse früh genug.«

Suko kniff ein Auge zu. »Auch bei den Frauen.«

»Da mache ich hin und wieder eine Ausnahme. Dir auch viel Spaß«, lachte Hamil.

Der Inspektor schnappte seine Tasche und schritt zum Ausgang.

Er stellte den Kragen der Jacke hoch, weil er schon die langen Regenbahnen durch den Lichtschein an der Tür fallen sah. Es war wirklich ein Wetter zum Weglaufen.

Er war nicht mit dem Dienstwagen gekommen. Suko fuhr in der letzten Zeit viel U-Bahn. Das ging schneller, da blieb er nicht im Verkehr stecken. Er öffnete die Tür, schaute in den Regen, in dessen Schleier sich die Helligkeit der Autoscheinwerfer mischte und die Tropfen zu lichtbrechenden Linsen machte.

Wärme, schon frühlingshaft, wehte ihm entgegen. Es war ein Wetter, das den Namen überhaupt nicht verdiente. Diese warme Luft hatte sich über Europa verteilt, den Wintersportlern die Lust an ihrem Vergnügen genommen und zahlreiche Menschen krank gemacht.

Suko trat außen vor die Tür. Ein Dach schützte ihn gegen die Nässe.

Bis zur Haltestelle der U-Bahn hatte er es nicht weit. Nur einige Schritte, aber er mußte über die Straße und konnte erst dann im Schacht verschwinden. Es war kurz vor zwanzig Uhr. Der Verkehr rollte noch immer. Viele Menschen kehrten erst jetzt von ihren Weihnachtseinkäufen heim.

Der Inspektor wollte starten, als sich von der linken Seite her eine Gestalt unter das Vordach schob und ihn ansprach. »Hallo Suko«, sagte die leise Stimme.

Suko drehte den Kopf. Er hatte gute Augen, dennoch verwischte der Regen die Gestalt. Erst als sie näher kam, konnte Suko sie genau erkennen.

Es war ein Chinese.

»Kennen wir uns?« fragte er.

»Ja, Vetter.«

»Aha und woher?«

»Erinnere dich. Es ist noch nicht sehr lange her. Denk an den Werwolf-Brunnen und an die Asylanten, die dich um Hilfe gebeten hatten.«[1]

Suko lachte auf. »Ihr habt mich entführt.«

»Das wissen wir jetzt. Deshalb sind wir dir noch etwas schuldig, mein Freund.«

»Das ist vergessen.« Erst jetzt erinnerte sich Suko an den Mann. Er hatte ihn bei den Asylanten gesehen.

»Ho Chan schickt mich zu dir.«

»Und was will euer Anführer?«

»Er möchte dir etwas Gutes tun. Ich soll dich warnen.«

»Danke.« Suko lächelte. »Vor wem?«

»Vor dem Schicksal.«

Der Inspektor mußte lachen. »Du bist gut. Das ist mir einfach zu allgemein.«

»Ich weiß, aber man kann dem Schicksal nicht entrinnen, heißt es. In diesem Fall hat das Schicksal eine Gestalt. Es ist unterwegs. Es sucht dich, glaub mir.«

»Und wie sieht das Schicksal aus?«

»Es ist ein Mensch.«

»Bitte das Aussehen.«

»Einer von uns, ein Chinese. Er ist nach London gekommen. Wir haben nur etwas gehört, mehr nicht. Aber wir glauben, daß dich dieser Mensch töten will.«

Suko kannte seine Landsleute gut genug. Er wußte, daß sie bei gewissen Dingen nicht scherzten. Und er glaubte auch nicht, daß Ho Chans Bote sich einen Spaß mit ihm erlaubte. Sein Gesicht war sehr ernst geworden, als er fragte: »Weißt du wirklich nicht mehr?«

»Nein, aber jemand will dich töten.«

»Wer hat ihn gesehen?«
»Ich nicht.«
»Ho Chan denn?«
»Auch nicht.«
»Zum Teufel, kennt niemand diesen Mann, der es auf mich abgesehen hat?«
»Man kennt seinen Namen nicht, Suko, aber man weiß wohl, wie er aussieht.«
»Dann beschreibe ihn.«
»Wie gesagt, er ist einer von uns. Das Böse steht in seinen Augen. Er ist zudem ungewöhnlich gekleidet. Stets in Schwarz, und er trägt etwas auf seinem Kopf, das sehr ungewöhnlich aussieht.«
»Eine Melone?«
»Vielleicht.«
Scharf atmete Suko ein. »Ja, ich weiß, wen du meinst«, flüsterte er und spürte auf dem Rücken den kalten Schauer. »Das ist Mr. Todd, der Totmacher…«

***

Sie hatte geschlafen, war plötzlich wach, aufgestanden, hatte sich den hellen Bademantel übergestreift und war gegangen.
Einfach so und stets der Stimme folgend.
Genau dieser Stimme, die sie in den Krallen hielt, die sie führte, die sie lenkte, die so fremd und ihr dennoch vertraut war und die sie aus dem Schlaf gerissen hatte.
Glenda Perkins war überrascht und nahm es trotzdem als gegeben hin. Sie hatte das Bad verlassen, stand nun in der Diele und lauschte auf den Regen, dessen Tropfen gegen die Scheiben hämmerten und auf die Fensterbänke trommelten.
Es war ein mieses Wetter, eine einzige Regennacht, die alles ertränken wollte, was sich ihr in den Weg stellte. Einfach furchtbar für jemand, der hinausmußte.
Wie Glenda.
Eigentlich war es verrückt, bei einem solchen Sauwetter auch nur einen Schritt vor die Tür zu setzen, aber sie wollte es, und da war auch die Stimme in ihr, die dies befahl. Eine Stimme, die sie unter Kontrolle hatte.
Sie wußte nicht einmal, welcher Name sich hinter der Stimme verbarg, aber der Unbekannte schien sehr genau über sie Bescheid zu wissen. Zudem hatte er einen Namen gesagt, den Glenda sehr gut kannte.
John Sinclair!
Immer wieder war dieser Name geflüstert worden und hatte ihr Denken bestimmt. Der Name hatte sie angespornt, hatte ihr die nötige

Motivation und Kraft gegeben, die sie für ihre Aufgaben brauchte.
Glenda blieb in der Diele stehen. Sie betrachtete sich im Spiegel.
Ihr dunkles Haar sah zerzaust aus. Man hatte sie aus dem ersten tiefen Schlaf gerissen. Noch klebten ihre Augen fast zu. Sie fühlte sich matt und gleichzeitig durch die Stimme aufgeputscht.
Erst nach einigem Starren gegen die spiegelnde Scheibe wurde ihr bewußt, daß sie nicht die richtige Kleidung für einen Spaziergang trug. Sie hatte noch immer ihr Nachthemd an und den Bademantel übergeworfen. Damit konnte sie unmöglich hinaus in den Regen.
Die nächsten Handlungen wurden ihr nicht diktiert, sie tat sie von sich aus.
Glenda streifte den Bademantel wieder von den Schultern. Er sank neben ihr zusammen. In Reichweite hing der helle Regenmantel, den sie überzog. Drei Knöpfe schloß sie, danach zog sie den Gürtel stramm.
»Und jetzt wirst du gehen. Geh einfach hinaus, kleine Glenda. Du wirst dich umschauen und mir folgen, verstehst du? Und meinem Diener. Denke stets an die Stimme. Sie ist wichtig. Sie wird dir vieles erklären. Die Stimme, Glenda. Meine Stimme!«
»Ja«, hauchte sie, »ja.« Dann holte sie tief Luft. »Stimmt es denn, was du gesagt hast? Braucht er mich? Braucht mich John Sinclair? Erwartet er mich?«
»So ist es. Er wartet auf dich.«
»Und wo?«
»Keine Fragen jetzt, Glenda, keine Fragen.«
Mehr sagte der Unbekannte nicht. Glenda hatte ihn nicht gesehen, sie kannte nicht einmal den Klang der Stimme, die sie zum erstenmal hörte, sie wußte nur, daß es um John ging.
Um den Mann, der ihr viel bedeutete. Sie gab es nie so offen zu, aber sie liebte John Sinclair und würde für ihn alles tun.
Automatisch nahm sie den Schlüssel vom Garderobenschrank und ließ ihn in die Manteltasche gleiten. Dann öffnete sie die Haustür, sah die dichten, grauen Schleier aus den Wolken fallen und schaute zu, wie die Tropfen auf den Asphalt klatschten.
Sie hämmerten gegen den Untergrund. Der Wind schaufelte die Massen als lange Fahnen über die Straße. Klatschnaß glänzten die Fassaden der Häuser, und auch an den Scheiben rann das Wasser in langen Bächen herab.
Glenda stellte den Mantelkragen hoch und zog den Gürtel noch enger.
Sie trug zwar Schuhe, aber keine Strümpfe. Die Kälte kroch an ihren Beinen hoch.
Gegenüber befand sich eine Laterne. Sie schaute in das Licht, durch das die langen Schleier fielen. Wolken waren nicht zu sehen.

Der Himmel ertrank in Wasser und Schwärze.

Es war zwar für die Jahreszeit zu warm, Glenda spürte trotzdem die Kälte, die sie bibbern ließ. Sie drang durch den Mantel und den Stoff des dünnen Nachthemdes. Auf der Haut kribbelte sie wie feuchte Finger und hinterließ einen Schauer, der ihr ebenfalls feucht vorkam.

Was sollte sie tun?

Ein Mann rollte von links heran. Er wirkte gespenstisch. Ein kompakter Schatten mit hellen Augen, weiterfahrend, auch durch Pfützen, deren Wasserfontänen zu beiden Seiten halbkreisförmig in die Höhe wirbelten.

Sie erkannte nicht, wie viele Personen im Auto saßen. Er fuhr vorbei, die Heckleuchten schickten einen letzten Gruß, danach hatte die Dunkelheit sie wieder aufgesaugt.

Um diese Zeit jagte man nicht den berühmten Hund vor die Tür.

Nur Glenda stand im Schutz des Vordachs und wartete darauf, daß sich etwas ereignete. Die Stimme hatte zu ihr gesprochen, die Stimme würde sie auch weiterhin führen, das stand fest.

Sie drehte den Kopf. Es war keine bewußt gesteuerte Bewegung, praktisch ohne Grund, doch sie sah plötzlich die Gestalt neben sich stehen. Sehr nah, und doch kam sie ihr so weit entfernt vor.

Der Unheimliche hielt sich nur eine Armlänge an der linken Seite auf. Er verschmolz im Schatten der Hauswand, sein Umriß war erst bei genauem Hinsehen zu erkennen, aber dort, wo sich sein Kopf befand, schimmerten zwei rote Punkte.

Augen!

Glenda hatte schon zu viel erlebt, um gleich in Panik zu fallen. Sie sagte nichts, sie stellte vor allen Dingen keine Fragen, sie richtete ihren Blick einzig und allein gegen die Gestalt mit den beiden dunkelroten Augen.

War das der Unbekannte, dessen Stimme sie vernommen hatte?

Glenda wagte nicht, ihn danach zu fragen. Allmählich beschleunigte sich ihr Herzschlag, denn der Unheimliche kam näher.

Die dunkelhaarige Frau erkannte, daß es sich bei dem anderen um einen Menschen handelte, der keine Kleidung trug. Er schob sich in das Licht der Außenleuchte, deren Schein auf ihn fiel wie ein Zelt.

Er war naß und glänzte, als hätte man ihn mit Öl eingerieben.

Seine Augen sahen aus, als bestünden sie aus Feuer, das brannte, sich aber nicht ausbreitete. Er starrte Glenda an, als wollte er die Frau mit seinen Blicken durchbohren.

Glenda fühlte sich unwohl. Jetzt, wo der Unbekannte in das Licht getreten war, stellte sie fest, daß seine Haut eine andere Farbe besaß als die eines Menschen.

Sie war dunkelgrün!

Ein Mensch mit dunkelgrüner Haut? Das konnte es nicht geben.

Da es aber so war, konnte diese Person kein Mensch sein. Glenda dachte in diesen Augenblicken an Flucht. Zurück ins Haus, sich irgendwo verstecken, aber da war noch die Stimme.

›Nein, du wirst bleiben. Vertraue ihm. Er wird dich zum Ziel bringen, wo auch John Sinclair wartet.‹ Und Glenda blieb.

Der Unbekannte schob sich näher an sie heran. Er streckte die Arme aus. Hände spreizten sich, Finger glitten über ihre Arme und streichelten sie.

Das Gesicht mit den roten Augen zuckte, als wollte es Glenda anlächeln.

Das Feuer stand in den Augenhöhlen, und Glenda konnte nur abwarten.

Dann spürte sie die Hände auf ihren Schultern. Erst nur eine leichte Berührung, kaum mehr als ein Streicheln. Sie schaute in das Gesicht des Grünhäutigen, sah außer den Augen auch die Nase, die Ohren und ebenfalls den Mund. Streicheln. Sie schaute in das Gesicht des Grünhäutigen, sah außer den Augen auch die Nase, die Ohren und ebenfalls den Mund.

Doch war es kein Mensch!

Die Hände glitten über ihren Schulterbogen hinweg, strichen am Körper entlang und erreichten auch die Hüften, wo sich der Druck etwas verstärkte.

Gleichzeitig versteifte sich Glenda Perkins. Sie spürte, daß sie an einer entscheidenden Stelle angelangt war. Irgend etwas mußte passieren, es mußte weitergehen, und sie war die Hauptperson in einem Spiel, das sie nicht kannte.

»Was willst du?« flüsterte sie.

Von dem Grünhäutigen bekam sie keine Antwort. Der Unsichtbare und Unbekannte gab sie ihr. Seine Stimme durchzog ihr Gehirn.

Sie hörte ihn leise sprechen. ›Du mußt ihm vertrauen. Er wird dich mitnehmen. Er ist mein Bote. Auf dich wartet John Sinclair. Der Mann, den du liebst. Er will, daß du kommst…‹

»Wieso?« rief Glenda gegen das Rauschen des Regens an. »Weshalb kommt er nicht selbst?« Plötzlich spürte sie so etwas wie Widerstand in sich aufflammen, der allerdings sehr schnell wieder verlosch, denn die gedankliche Kraft des Unbekannten war stärker.

Wie auch die körperliche des Grünhäutigen.

Von einem Augenblick zum anderen verlor sie den Boden unter den Füßen. Es dauerte, bis sie begriffen hatte, daß sie keinen Kontakt mehr besaß und über der Erde schwebte. Weit riß Glenda die Augen auf. Der Blick wurde starr. Sie konnte nichts tun, denn sie merkte, daß sie sich voll und ganz unter dem Bann des anderen befand.

Auch der Grünhäutige löste sich vom Untergrund. Zuerst wollte Glenda es kaum glauben. Dann, als sie schwebte, wurde ihr bewußt,

was hier geschehen war.

Etwas passierte, über das sie nicht nachdenken konnte, weil alles zu schnell ging. Sie spürte aber die Nässe des Regens. Die Tropfen klatschten in ihr Gesicht und durchnäßten den Mantel.

Glenda flog dem Licht entgegen, das sich explosionsartig ausbreitete.

Es waren nicht die kalten Lichter des Alls, nur die Straßenlaternen, an denen sie vorbeihuschte.

Ich fliege, dachte sie. Verflixt noch mal, ich fliege. Es ist etwas anders geworden. Ich… ich kann fliegen wie ein Vogel, obwohl man mich festhält.

Für Glenda war ein Traum wahr geworden, den so mancher Mensch geträumt hat. Nur war es bei ihr anders. Sie empfand dabei kein Gefühl des Glücks, eher das eines beginnenden Alptraums.

Glenda flog nicht von allein, jemand schwebte mit ihr, der sie fest umklammert hielt, damit sie ihm nicht aus den Klauen rutschte und zu Boden fiel.

›Ja, du fliegst.‹ Da war sie wieder, die Stimme des anderen, der die seelische Kontrolle über sie besaß. Von zwei Seiten drang sie in ihr Hirn. Er sprach zu ihr, wie der Arzt zu einer Patientin.

›Bald bist du am Ziel. Dort wird John Sinclair zu dir kommen und dich in die Arme schließen. Ich freue mich schon darauf, dies zu sehen…‹

»Weshalb kommt er nicht zu mir in die Wohnung?«

›Weil ich es so will.‹

»Wer bist du denn?«

›Jemand, der noch eine Rechnung offen hat. Wäre ich einer von euch, würde ich sagen, diese Rechnung möchte ich noch vor dem Weihnachtsfest begleichen…‹

»Was hat er dir…?«

›Ruhig, ganz ruhig. Du wirst alles selbst erleben können, und ich werde mich dir auch zeigen. Ganz bestimmt, Glenda…‹ Die Sekretärin begriff überhaupt nichts von dem, was man ihr da sagte. Sie war völlig durcheinander, einfach aus dem Häuschen. Jemand, den sie nicht kannte, hatte die Kontrolle über sie bekommen. Und nicht nur das, auch der Grünhäutige gehorchte ihm. Er war wie Wachs in seinen Händen.

Wer konnte dies sein?

Glenda überlegte verzweifelt, kam zu keinem Resultat. Ihr blieb nichts anderes übrig, als sich auch weiterhin treiben zu lassen, ohne etwas dagegen unternehmen zu können.

Fremde Mächte, andere Kräfte hatten die Kontrolle über sie bekommen. Seltsamerweise fand sie sich mit ihrem Schicksal ab, und sie begann damit, ihre Umgebung klarer wahrzunehmen.

Glenda schaute in die Tiefe.

Unter ihr verschwamm die Welt im Wasser. Aus den tiefhängenden Wolken drangen die Regenschleier, die sich wie nasse Tücher über die Stadt gelegt hatten.

Wenn Lichter erschienen, waren es nicht mehr als Inseln, die schnell auftauchten und ebenso rasch wieder verschwanden, als hätte jemand ein Tuch über sie gelegt.

Glenda hatte es aufgegeben, über sich und ihr Schicksal nachzudenken. Sie wollte einfach nur schweben und so an das Ziel gelangen. Man hatte sie aus dem Alltag herausgerissen, denn auch die Nachtruhe empfand sie als Alltag. Jetzt trug man sie fort, einem unbekannten Ziel entgegen, wo ein guter Bekannter auf sie wartete.

War John Sinclair auf die gleiche Art und Weise zu ihr gekommen? Hatte er das nötig gehabt? Was wollte er von ihr?

Glenda konnte klarer denken. Sie stellte sich vor, daß John auf eine andere Art und Weise das Ziel erreichen würde. Er brauchte keinen Grünhäutigen, um…

Ihre Gedanken stockten. Der Grünhäutige, der Glenda wie einen kostbaren Schatz auf den angewinkelten Armen trug, sank tiefer. Sie verloren sehr schnell an Höhe, Glenda schaute wieder in die Tiefe, weil sie damit rechnete, daß sie irgendwo gegen schlagen würde.

Aber der dichte Regen verdeckte einfach alles.

Und doch sah sie einen langgezogenen Schatten innerhalb der düsteren und auch leicht blinkenden Schleier. Der Schatten nahm an Kontur zu, sie flogen genau darauf zu, als würden sie einen Landeplatz suchen. So war es auch.

Der Grünhäutige veränderte seine Haltung. Er streckte die Beine aus, kantete die Füße an – und landete.

Glenda hatte in den letzten Sekunden den Atem angehalten. Jetzt stieß sie ihn aus, während der Grünhäutige auf dem Dach Kontakt bekam und leichtfüßig mit ihr weiterlief, wobei ihm das Balancieren auf dem Dachfirst überhaupt nichts ausmachte. Er fühlte sich sicher wie auf einer Straße.

Dann erreichte er das Ziel.

Es war eine hohe Peitschenlampe, die ihr Licht auf das Dach schickte, auf dem der Grünhäutige mit Glenda Perkins gelandet war.

Vorsichtig, als bestünde sie aus zerbrechlichem Porzellan, wurde Glenda auf die Füße gestellt. Der Grünhäutige trat zurück und zuckte noch einmal vor, weil Glenda plötzlich schwankte und aussah, als würde sie jeden Augenblick vom Dach fallen.

Sie behielt das Gleichgewicht.

›Du schaffst es‹, erklärte ihr der Unbekannte. ›Du schaffst es wirklich. Du mußt nur daran glauben, verstehst du? Daran glauben, das ist alles.‹ Glenda wußte nicht, woran sie glauben sollte, jedenfalls blieb sie auf dem Dach stehen und versuchte, die Windstöße auszugleichen,

die sie packten.

Von der Seite her jagten die Böen heran. Sie schleppten gewaltige Wassermassen mit, die gegen den Körper der jungen Frau peitschten. Auch der Mantel half ihr nicht mehr. Er war so naß, daß die Flüssigkeit bis auf die Haut drang.

Glenda wartete. Sie beobachtete dabei den Grünhäutigen, der sich rückwärtsgehend von ihr entfernte und schließlich von den langen Regenschleiern verdeckt wurde.

Glenda war allein.

Endlich hatte sie Zeit zum Nachdenken. Ihr wurde bewußt, wo sie sich befand.

Auf einem Dach!

Sie stand dort mutterseelenallein, umgeben von den Gewalten der Natur, von Regen und Wind. Beides zerrte an ihr, es wollte wie mit gierigen Krallen unter ihre Kleidung greifen und sie anheben. Es gab Momente, wo sie schwankte und Mühe hatte, sich überhaupt auf dem Dach zu halten. Es war besser, wenn sie sich bückte und hinsetzte, bevor sie versuchte, das Dach zu verlassen.

Glenda drehte der Laterne den Rücken zu. Die unzähligen, durch den Lichtschein fallenden Tropfen blendeten sie einfach zu stark.

Das Dach war glatt und rutschig. Nicht nur die Dachpfannen, auch der First, auf dem sie stand.

Sehr langsam beugte sie sich nach vorn. Es war besser, wenn sie sich setzte und dem Wind nicht so viel Widerstand bot. Er brachte den Regen und die Kälte mit. Glendas linke Gesichtshälfte war naß und fühlte sich taub an, als wäre jegliches Leben aus ihr gewichen.

Sie zitterte, sie wunderte sich selbst darüber, daß sie noch die Nerven besaß, dies alles durchzustehen.

Dann war die Stimme wieder da. ›Ja, das hast du gut gemacht, Glenda Perkins. Wirklich gut. Du bist besser, als ich dachte. Es ist die ideale Position, die du eingenommen hast. Ich darf dir dazu gratulieren. Gleich ist es soweit.‹

»Was hast du vor?«

›Ich nicht. Er muß etwas vorhaben. Dein Freund John Sinclair. Ich bin gespannt, was du ihm wert bist.‹

»Wie…?«

›Schau nach links!‹

»Aber da…«

›Sieh hin – und in die Tiefe!‹ Das tat Glenda. Sie hatte sich jetzt gesetzt, so besaß sie den besseren Halt. Sie wußte nicht, wo man sie hingeschleppt hatte, aber sie sah durch die Schleier, daß sich auf dem Boden etwas bewegte. Es besaß zwei Lichter.

Ein Auto.

›Er kommt!‹ erklärte der Unbekannte. Jetzt schwang Triumph in

seiner Stimme mit. ›Er kommt, um dich zu holen. Und wenn er hier ist, hole ich ihn…‹

»Sie… Sie wollen John töten?«

›Was sonst, kleine Glenda? Und du bist mein Köder…‹

***

Es regnete nicht, es schüttete, und ich mußte durch. Manchmal, wenn das Gelände freier war und Hausfronten nicht stören konnten, peitschten die langen Bahnen aus wechselnden Richtungen gegen den Rover. Der warme Südwestwind rüttelte am kahlen Geäst der Bäume, spielte mit tiefhängenden Wolken und fegte wie ein nasses Gespenst über Hausdächer hinweg.

Auch der Wagen blieb nicht verschont. Manchmal erwischte mich eine Bö. Ich umklammerte das Lenkrad sehr hart, sah die sich bewegenden Wischer zittern, als sollten sie aus ihren Halterungen gerissen werden.

Ich mußte in Richtung Mayfair fahren und noch ein Stück südlicher. Vorbei am Hyde Park, von dem so gut wie nichts zu sehen war, und hinein nach Belgravia, einem Londoner Stadtteil, in den sich die Schickeria zurückgezogen hatte, um unter sich zu sein.

Bis zum Sloane Square brauchte ich nicht. Ich fuhr auch nicht dorthin, wo die außergewöhnlichen Geschäfte lagen und man alles kaufen konnte, was gut und teuer war. Mein Weg führte hinein in die etwas stilleren Wohnviertel mit den alten Häusern, den großen Vorgärten, dem vielen Grün im Sommer und den blühenden Farben, wenn der Frühling über das Land strömte.

Davon war jetzt nichts zu sehen. Wer hier lebte, hatte sich bei einem solchen Wetter zurückgezogen. Ähnlich verhielt es sich mit den Fahrzeugen. Zwar befand ich mich nicht allein unterwegs, aber was mir an Autos entgegenkam oder mich überholte, das hielt sich in Grenzen.

Der Rover tastete sich durch die Finsternis. Durch den hellen Lichtteppich der Scheinwerfer fielen die zahlreichen Tropfen. Sie hatten sich zu langen Bahnen vereinigt, entlassen von grauen, dicken Regenwolken, die dicht über den Dächern der Millionenstadt segelten, als wollten sie alles an sich reißen.

Das Gespräch mit dem Unbekannten hatte ich weiterführen können. Der Anrufer hatte mir die Stelle genau beschrieben, und noch jetzt grübelte ich über die Stimme nach.

Sie war mir bekannt vorgekommen, auch wenn der Mann sich bemüht hatte, sie zu verzerren.

Ein Bekannter. Vielleicht ein alter Bekannter, der glaubte noch eine Rechnung bei mir offen zu haben.

Ich nahm eine Hand vom Lenkrad und ballte sie zur Faust.

Schweiß rann mir über den Rücken. Ich war nervös, ich hatte Angst um Glenda Perkins, die zum Spielball in den Händen eines teuflischen Unbekannten geworden war. Dieser Mann oder auch Dämon konnte mit ihr anstellen, was er wollte. Seine Stimme hatte haßerfüllt geklungen. Alles, was er sagte, war gegen mich gerichtet gewesen, und er hatte über mich und mein Leben verdammt gut Bescheid gewußt. Zu gut, für meinen Geschmack.

Es war noch nicht sehr spät. Am Belgravia Square, dem großen Rechteck, knubbelte sich der Verkehr. Hier kamen die Wagen von mehreren Seiten. Ich mußte anhalten. Neben den Rover schob sich ein Rolls Royce. Vorn saß der livrierte Chauffeur, im Fond sein Fahrgast, eine ältere Lady, die sich so bewegte, als würde sie gerade Champagner trinken.

Manchmal sind die Gaben in der Welt ungerecht verteilt. Ich startete dafür schneller als der Rolls. Meine Reifen schleuderten Wasserfontänen gegen die Luxuskarosse, und ich grinste darüber.

Manchmal machen Kleinigkeiten eben viel Spaß und geben eine innere Befriedigung.

Es war nicht mehr weit. Ich mußte in die Eccleston Street, eine Sackgasse, die vor einem kleinen Grüngürtel endete, der sie wiederum von der nächsten Straße abtrennte.

Das letzte Haus in der Straße sollte es sein. Wem es gehörte, wußte ich nicht. Jedenfalls sollte ich Glenda dort finden können.

Es regnete noch immer.

Da sich der Wind nicht mehr so oft drehte, fegten die Wassermassen von der Seite heran und klatschten gegen den Rover. Das Gebläse arbeitete auf Hochtouren, dennoch wollte der leichte Beschlag an den Scheiben nicht weichen. Es war einfach zu warm geworden. Temperaturen wie im Frühling.

Ich fuhr langsamer. Zwei Wagen huschten rechts an mir vorbei und überholten mich. Ihre Reifen wirbelten Schmutzwasser hoch und schleuderten es gegen den Rover. Schon bald glühten die Heckleuchten der Fahrzeuge auf. Sie verschwanden nach links durch das offenstehende Tor eines Grundstücks.

Ich fuhr durch bis zum Ende der Straße. Ein Wendehammer war hier gebaut worden. So breit, daß selbst ein Lastwagen drehen konnte. Das Haus, von dem der Anrufer gesprochen hatte, mußte hinter den kahlen Bäumen liegen, die geisterhaft aus den dichten Schleiern erschienen. Ich entdeckte im letzten Augenblick eine Zufahrt, in die ich den Rover lenkte. Er hoppelte über den Kantstein, denn rollte ich auf das Grundstück und schaltete das Fernlicht ein.

Jedes Wetter, sei es auch noch so mies, besitzt auch eine positive Seite.

Als positiv konnte ich ansehen, daß es in dieser Nacht keinen Nebel

geben würde. Das Fernlicht reichte trotz des fallenden Regens aus, um einen Teil des großzügig angelegten, wenn auch etwas verwilderten Gartens ausleuchten zu können.

Rasen, kahle Bäume, Lücken dazwischen und die Fassade eines Herrenhauses.

Wer hier lebte oder gelebt hatte, der gehörte wirklich nicht zu den Ärmsten unter der Sonne. Ein Haus wie dieses bezeichnete man auch als Stadtpalais.

Mir fiel auf, daß keines der zahlreichen Fenster an der Frontseite erleuchtet war. Der Weg führte in einer Rechtskurve vom Haus weg.

Ein schmalerer Pfad bog in die entgegengesetzte Richtung und brachte den ankommenden Besucher zum Eingang hin, wo eine breite Treppe zur Tür führte, die natürlich geschlossen war.

Ich ließ das Fernlicht eingeschaltet. Die helleren Lichtkreise tasteten sich an der Hausmauer entlang und erfaßten auch die Tür. Das Holz glänzte naß. Das Wasser hatte es trotz des Vorbaus geschafft, gegen die Tür zu klatschen.

Niemand war zu sehen.

Ich stoppte. Für einige Zeit blieb ich noch im Wagen sitzen, weil ich die Atmosphäre auf mich einwirken lassen wollte. Sie war jedoch nicht vorhanden oder wurde durch das Trommeln des Regens auf das Autodach zerstört. Man hatte mich gerufen, ich war diesem Ruf gefolgt. Jetzt mußte sich der Unbekannte zeigen.

Im Wagen wollte er mich anscheinend nicht besuchen. Deshalb stieg ich aus und stellte den Mantelkragen hoch. Er schützte kaum gegen den Regen. Im Nu war mein Haar naß.

Um die Batterie zu schonen, hatte ich die Scheinwerfer ausgeschaltet. Dunkelheit umgab mich. Aber es war nicht überall finster.

Über mir schwebte in dem Regenschleier eine bläulichweiße Lichtinsel.

Ich blieb stehen und hob den Kopf.

Mein Blick glitt an der Fassade hinauf, die nicht sehr hoch war.

Das Dach begann bereits nach dem zweiten Stock. Eine sehr breite Hälfte, aufgelockert durch Gauben, fiel schräg ab.

Die zahlreichen Pfannen glänzten, wie mit Öl bestrichen. Es war alles vorhanden, der Regen, die Nässe – und Glenda Perkins!

Sie hockte auf dem Dachfirst wie ein verschüchtertes Kind!

***

Ich tat zunächst gar nichts, weil die Überraschung einfach zu gelungen war. Mutterseelenallein stand ich auf dem Fleck und lauschte dem Rauschen des Regens.

Glenda befand sich nahe einer hohen Laterne, die ihr kaltes Licht auf die Pfannen warf. Sie hockte genau im Zentrum, bewegte sich nicht,

war ein Opfer von Wind und Regen geworden und wirkte wie eingefroren.

Okay, wir hatten eine übernatürlich warme Dezembernacht. Aber auch sie konnte verdammt kalt werden, wenn man über längere Zeit hinweg den Regenschauern ausgesetzt war, so wie Glenda.

Eigentlich war es nur eine Frage der Zeit, wann sie kippen würde.

Vorher jedoch mußte ich hoch und sie aus dieser verfluchten Lage befreien. Zudem hatte sie einen relativ ungünstigen Platz gefunden.

Sie hockte genau zwischen zwei Gauben.

Ich konnte nicht von einer Angst sprechen, die mich überfallen hatte, aber von einem verdammt miesen Gefühl, und ich dachte an den Unbekannten, der es geschafft hatte, mich reinzulegen.

Wie war es ihm nur möglich gewesen, Glenda auf das Dach zu locken? Oder hatte er sie selbst hingeschafft?

Glenda sah mich nicht. Sie saß vornübergebeugt auf dem First und starrte gegen die glänzenden Pfannen. Der Regen peitschte gegen ihren Körper, die Tropfen hämmerten. Sie mußte erbärmlich frieren, und es wäre ein Fehler gewesen, sie von unten her anzuschreien.

Glenda hätte sich zu leicht erschrecken und vom Dach fallen können.

Irgendwie mußte ich auf das Dach.

Ich lief mit raschen Schritten vor, klatschte durch breite Pfützen und blieb an der Haustür stehen, die natürlich verschlossen war.

Entweder aufbrechen oder eine Fensterscheibe einschlagen. Dann hochlaufen, das Fenster einer Gaube öffnen und auf das Dach klettern. So sah mein Plan aus.

Jedoch nur bis zu dem Moment, als ich einen Blick nach rechts warf und an der Hausmauer etwas blinken sah, das am dunklen, nassen Gestein in die Höhe zog.

Zuerst irritierte mich dieses Blinken, dann machte es mich neugierig. Ich verließ den Platz vor dem Eingang und lief hin.

Es war eine Leiter.

Sie stand sehr fest im weichen Boden, war dreimal ausgefahren worden und reichte hoch bis zum Dach.

Eine Leiter für mich – – und eine Falle?

Ich drehte mich blitzschnell herum, schaute in den dunklen, großen Vorgarten, wo der Rover stand und sich ansonsten nichts Fremdes aufhielt. Keiner, der mich belauerte oder auf mich schoß, aber jemand hatte die Leiter hingestellt und wahrscheinlich über sie auch Glenda hochgeschafft.

Den Weg nahm auch ich.

Es war ein Risiko, aber es gab sonst keine Möglichkeit, so schnell wie möglich an meine Sekretärin heranzukommen.

Noch einmal schaute ich mich um, war zufrieden und machte mich daran, die Leiter hochzusteigen.

Der Regen hatte das Aluminium der Leiter noch glatter gemacht.

Von einer Trittstelle zur anderen befand sich zudem ein großer Zwischenraum, der sich später verjüngte.

Die Leiter stand in einem guten Winkel. Sie schwankte kaum, als ich hochkletterte. Auf halber Strecke pausierte ich und schaute in die Tiefe. Wieder war nichts zu sehen.

Der Garten lag leer und verlassen unter den dichten Schleiern des nie abreißenden Regens.

Ich setzte meinen Weg fort, schaute in die Höhe und sah von Glenda nichts.

Das Dach sprang etwas vor. Seine Kante nahm mir die Sicht. Der Regen war in die Rinne gelaufen und hatte sie überspült. Aus ihr rann es hervor wie aus einer Dusche.

Mir klatschte das Wasser auf die Schultern und in den Nacken.

Diesem Wetter hielt selbst ein Burberry nicht stand. Die Feuchtigkeit drang durch, sie näßte mein Jackett und besprühte auch die Haut.

Die letzte Sprosse endete dicht unter dem vorspringenden Dach.

Wenn ich hinaufklettern wollte, mußte ich die Regenrinne als Stütze nehmen. Mit einer Hand hielt ich mich an der Leiter fest, mit der anderen umklammerte ich die Rinne.

Ich zog daran und war zufrieden, daß sie mir den entsprechenden Halt gab.

Tief unter mir lag der Garten. Mit einigen Baumkronen befand ich mich auf gleicher Höhe. Wenn ich über sie hinwegschaute, sah ich auf anderen Straßen die Autos durch die Regenwelt rollen wie Wesen aus einem Geisterreich.

In meinem Job muß man auch klettern können. Das bewies ich Sekunden später, als ich mich über die Dachkante schwang und auf die Schräge kletterte, wo ich bäuchlings und mit weit gespreizten Beinen liegenblieb und Atem schöpfte.

Glenda hatte mich noch nicht gesehen. Das arme Ding saß im Regen wie eine Statue und starrte stur geradeaus.

Ich warf noch einen Blick in die Tiefe. Die Leiter bewegte sich plötzlich. Sie schwang von links nach rechts. Am Wind konnte es nicht liegen, das mußte andere Gründe haben.

Auf einmal war sie weg.

Ich sah sie noch fallen. Im dichten Regenschleier schimmerte etwas, verschwand dann aber.

Sonst hörte ich nichts. Kein Lachen, kein Laut des Triumphes, es blieb still.

Von allein war die Leiter sicherlich nicht gekippt. Es mußte sich noch jemand in der Nähe befinden. Und der hatte mich dort, wohin er mich auch haben wollte.

Das alles war mir im Moment egal, ich dachte nur daran, Glenda zu

befreien.

Der Weg zu ihr führte die Dachschräge hinauf. Nicht ganz einfach bei dieser seifigen Fläche.

Gehen konnte ich nicht. Wenn ich sie erreichen wollte, mußte ich robben.

Wie ein Rekrut in der Ausbildung bewegte ich mich die Schräge hoch. Breitbeinig und breitarmig, mit dem Kinn immer knapp über den nassen Pfannen, die glücklicherweise etwas rauh waren, so daß ich doch besser Halt fand, als ich gedacht hatte.

Bei Eisglätte wäre es nicht so leicht gegangen. Ich wühlte mich vor.

Die Distanz schmolz. Von der rechten Seite fegten die nassen Schleier heran. Die zahlreichen Tropfen hämmerten auf die Pfannen.

Sie kamen mir vor wie Maschinenpistolen-Feuer. Doch Tropfen sind keine Kugeln. Ich konnte nicht tödlich erwischt werden.

Meine Sekretärin bot einen bedauernswerten Anblick, wie sie auf dem Dachfirst hockte und sich nicht einmal bewegte. Wind und Regen fuhren gegen sie, hüllten sie ein, manchmal zitterte sie auch, und ich glaubte, ihr Schluchzen zu hören.

Auch mich erwischte der Regen. Er klatschte mir ins Gesicht und beeinträchtigte meine Sicht. Ich mußte mir immer wieder das Wasser aus den Augen wischen, um überhaupt etwas sehen zu können.

So kämpfte ich mich an Glenda heran.

Noch gut eineinhalb Körperlängen trennten mich von ihr. Ich geriet jetzt in den Schein der Lampe. Durch das blauweiße Licht fielen die silbrigen Wasserperlen und klatschten auf die Pfannen.

Noch ein Stück, dann hatte ich es geschafft. Ich war so nahe, um Glenda ansprechen zu können.

Halblaut rief ich ihren Namen.

Zuerst tat sich nichts. Vielleicht hatte sie mich nicht gehört, deshalb rief ich noch einmal.

Danach zuckte sie zusammen. Es sah so aus, als wollte sie kippen, aber sie umklammerte den First so hart wie möglich und drehte plötzlich den Kopf in meine Richtung.

Ich richtete mich etwas auf. Sie mußte mich sehen und in mein Gesicht starren.

»Glenda!«

Ich hatte sie angesprochen und sah ihren erstaunten Gesichtsausdruck. »Bitte nicht. Bleib so sitzen!« sagte sie und wollte nach mir fassen.

Ihr Arm sank wieder nach unten. Sie umfaßte den Dachfirst und sah mich direkt an.

Mit zitternden, leicht bläulich angelaufenden Lippen sprach sie meinen Namen. So leise, daß ich ihn praktisch von ihrem Mund ablesen mußte.

»Okay, Glenda, keine Sorge. Ich hol dich hier weg. Wir beide schaffen es.«

Sie nickte nicht, sie zwinkerte auch nicht mit den Augen. Glenda reagierte überhaupt nicht. Trotzdem war ich sicher, daß sie meine Worte vernommen hatte.

Ich würde nicht danach fragen, wie sie sich fühlte und wie es ihr ging. Wichtig war einzig und allein, daß wir beide hier ungeschoren wegkamen. Sehr langsam überwand ich die restliche Distanz, obwohl in meinem Hinterkopf ständig die Alarmglocke schrillte, denn ich hatte das Kippen der Leiter nicht vergessen.

Die war nicht von allein gefallen…

Ich kam nah an sie heran. Das Licht der Bogenleuchte blendete mich, ich mußte den Kopf zur Seite drehen, um nicht geblendet zu werden, hockte jetzt vor ihr und streckte meine Arme aus. Ihr Gesicht nahm ich in beide Hände.

»Kannst du dich noch bewegen?« fragte ich leise.

»Weiß… nicht. Ich bin so steif!«

»Wir müssen hier weg.«

»Und wie?«

»Durch ein Fenster, Mädchen. Das ist unsere einzige Chance.« Ich fragte nicht, wer sie in diese fatale Lage gebracht hatte, das konnte ich alles hinterher tun, jetzt zählte nur die Rettung ihres Lebens.

Ich löste die Arme von ihren Wangen und ließ die Hände auf ihren Schultern liegen. Dabei lächelte ich sie an. Unsere Gesichter waren von Regen und Kälte gezeichnet: Glenda bibberte außerdem, ihre Zähne schlugen aufeinander.

So konnte ich sie nicht mitnehmen. Sie mußte sich etwas Beweglichkeit verschaffen, durch eine Gymnastik, die sie auf dem Dachfirst sitzend durchführte.

»Bitte, sei jetzt ganz ruhig, Glenda, und versuche, die Beine auszustrecken. Verstanden?«

Sie deutete ein Nicken an.

»Dann los!«

Glenda begann mit dem rechten. Hätte ich sie nicht an den Schultern gehalten, wäre sie nach hinten weggekippt, so blieb sie wenigstens sitzen.

»Ja, das ist gut, Mädchen. Jetzt das andere Bein.«

Sie folgte mir wie ein braves Kind. Auch wenn sie Mühe hatte, ich gab nicht auf und ließ sie mehrmals die gymnastischen Übungen wiederholen, obwohl mir die Zeit im Nacken saß. Aber mit einer unbeweglichen Glenda konnte ich nichts anfangen. Sie wäre für mich zu einem zu großen Hindernis geworden.

»Schon besser, Glenda, schon besser!« Ich spornte sie durch Worte an, machte ihr Mut, denn das war das einzige, was ihr in diesen

Augenblicken half.
»Fühlst du dich jetzt stark genug?«
»Nein – doch, John. Bitte, wir müssen es hinter uns bringen. Es ist alles so furchtbar, verstehst du mich?«
»Ja, ich weiß.«
»Und wohin?«
»Zurück, Glenda, nur zurück.« Ich rutschte näher an sie heran.
»Du hältst dich an mir fest. Gemeinsam werden wir in die Nähe einer Dachgaube rutschen. Sie ist nicht weit entfernt. Du wirst dich auf ihrem Dach ausruhen können, während ich die Scheibe einschlage. Das alles ist ein Kinderspiel.« Ich lachte sie an. »Wir haben schon ganz andere Dinge geschaukelt, wir beide.«
»Ja, ja…«
Glenda war verstört. Sie gehörte zu den Menschen, die sich normalerweise nicht so leicht aus der Ruhe bringen ließen. In diesen Augenblicken aber war sie von der Rolle.
Unsere Knie berührten sich bereits. Das war mir nicht nahe genug.
Zwischen uns fiel der Regen fast senkrecht, denn der Wind hatte stark nachgelassen, ein Vorteil.
Ich beugte mich ihr entgegen. »Du wirst dich an mir festhalten müssen, Glenda. Nimm meine Schultern und…«
Sie hörte mich nicht. Sie wollte mich wohl nicht hören, denn sie schaute an meiner linken Schulter vorbei, und ihr Gesicht zeigte einen völlig fassungslosen und panikerfüllten Ausdruck.
»Was ist denn, Mädchen?«
»John, bitte, drehe dich um. Dreh dich um!« Ihre Stimme klang auf einmal schrill.
Das Umdrehen auf dem Dachfirst war gar nicht so leicht. Ich bewegte nicht nur meinen Körper, auch den Kopf. Dabei handelte ich in Zeitlupe – und bekam den Tiefschlag.
Ebenfalls auf dem Dachfirst stand eine unheimliche Gestalt. Es war der Grünhäutige mit den roten Höllenaugen.
Nur hielt er diesmal keine Henkersschlinge zwischen seinen Mörderpranken…

***

Jetzt wußte ich Bescheid. Man brauchte mir nichts mehr zu erklären, die Erinnerung kehrte schlagartig zurück.
Frisco hatte mich eingeholt. Und mit ihm der Gedanke an Mr. Todd, den Totmacher, und seine grünhäutigen Diener.
Wir hatten ihn und sie gejagt, weil sich Yakup Yalcinkaya in ihrer Gewalt befunden hatte. Ein Teilsieg war uns nur gelungen. Mr. Todd und einer seiner verdammten Grünhäutigen waren entwischt.
Vom Flugzeug aus hatte ich sie noch einmal gesehen, als sie an

unserer Maschine vorbeischwebten.

Todd hockte auf dem Rücken eines Grünhäutigen, den er kraft seiner Gedanken steuern konnte. Er brachte ihn sogar dazu, die Erdanziehung zu überwinden und zu fliegen.

Nach einem uralten chinesischen Geheimrezept hatte Todd eine gefährliche Salbe hergestellt, die, wenn sie getrocknet war, auch geweihten Silberkugeln widerstand, wie ich schon erlebt hatte. Der Chinese mit dem Topfhut war dabeigewesen, sich ein Imperium aufzubauen. Suko und ich hatten es fast im Ansatz zerstört, das würde er uns nie verzeihen und Rache nehmen. Bei Glenda hatte er begonnen und mich durch sie in eine verdammt teuflische Falle gelockt.[2]

Ich starrte dem Grünhäutigen in die roten Augen. Auf dem Dach war mir das Wesen natürlich überlegen. Es brauchte nicht um Dinge zu kämpfen, die Balance und Gleichgewicht hießen.

»Er!« keuchte Glenda. »Er hat mich hergeschleppt, John. Er war plötzlich da. Er kann fliegen…«

»Ich weiß!« knirschte ich.

»Und jetzt?«

»Glenda, ich will dir reinen Wein einschenken. Wir werden es gegen diesen Kameraden verdammt schwer haben. Tu du mir einen Gefallen und greife nicht ein.«

»Aber…«

»Kein Aber. Bei ihm helfen selbst Silberkugeln nichts.« Ich hatte meine Beretta steckenlassen.

Was trug ich noch bei mir?

Das Kreuz, okay. Leider war es kein Allheilmittel. Es hatte mir schon oft das Leben gerettet, aber die Magie, die dieses antrieb, war so fremd und gleichzeitig uralt, daß ich mein Kreuz und dessen Kraft getrost vergessen konnte.

Zum Glück hatte er sich noch nicht auf mich gestürzt. Ich bewegte mich frei und turnte so auf dem First herum, daß ich ihn jetzt anschauen konnte.

Er stand auf dem schmalen Dachfirst sicher wie auf dem Erdboden. Der Regen wischte auch gegen seine Gestalt, die ebenfalls glänzte, wie mit Öl beschmiert. Im Gesicht zeichneten sich die Augen ab. Sie leuchteten in einem roten Feuer, dessen Glut nicht mehr flackerte, sondern erstarrt war.

Er war sich seiner Sache so sicher, daß er mich noch weiter vorrutschen ließ. Sein Haar, ebenso aschgrau wie das Gesicht, wehte nicht mehr. Es lag angeklatscht an seinem Schädel.

Die Beretta ließ ich stecken, tastete jedoch mit der rechten Hand nach dem Dolch. Er kam mir vor wie Siegfried, der im Drachenblut gebadet hatte. Irgendwo mußte er einfach eine schwache Stelle

besitzen. An der Hacke sicherlich nicht, dann woanders.
»Komm her!« lockte ich ihn und wischte mit der freien Hand Wasser aus meinem Gesicht. »Los, komm her! Todd hat dich geschickt. Bring es endlich hinter dich.«
Ob ihn meine Worte beeindruckt hatten, konnte ich nicht sagen.
Jedenfalls setzte er sich in Bewegung und tänzelte vor. Er ging nicht sehr schnell, aber jeder seiner Schritte war ungemein sicher gesetzt.
Ein Beweis, daß ihn nichts aus der Ruhe und der Balance werfen konnte.
Die Distanz schmolz. Meine Hand war unter dem Mantel verschwunden, ich umklammerte den Dolch und wollte ihn hervorreißen, als der andere schon reagierte.
Er stieß in die Höhe.
Es war ein faszinierendes und gleichzeitig unglaubliches Bild. Er breitete nicht einmal die Arme aus, um sie als »Flügel« zu benutzen.
Senkrecht jagte er in der grauen Regenhimmel, wie eine Rakete.
Dann war er weg!
Glenda meldete sich. »John!« ächzte sie. »John, so war es schon immer. Ich habe ihn so auch gesehen.«
»Ja, ich weiß.«
»Und jetzt?«
»Der wird bestimmt zurückkommen. Rechne mit einem plötzlichen Angriff.«
»Können wir denn nicht verschwinden?«
»Darauf wartet er nur. Dann hat er es leichter, wenn wir auf der Schräge liegen.« Ich hatte in die Höhe geschaut und mußte mir das Regenwasser aus den Augen wischen. Gesehen hatte ich trotzdem nichts.
Wann kam er zurück? Wie lange wollte er uns quälen? Nicht sehr lange, denn Glendas Schrei machte mich mobil.
So rasch es ging, drehte ich mich, sah vor mir den Schatten, der Kurs auf mich nahm.
Ausgestreckt waren die Arme, die Hände zu Krallen geformt. Er wollte mir an die Kehle, mich fertigmachen. Ich rammte die rechte Hand mit dem Dolch vor, hörte Glenda noch schreien, dann nahm mir der Grünhäutige die Sicht, als er vor mir auftauchte.
Ich spürte den Widerstand an der Klinge, hatte für einen Moment die wahnsinnige Hoffnung, daß ich mit dem Silberdolch durchkommen würde, aber die Waffe kippte weg. Sie schrammte an der Gestalt entlang und rutschte ins Leere.
Das hatte er nur erreichen wollen. Eine feuchte Schlange umklammerte meine Kehle. Jedenfalls dachte ich es, bis mir einfiel, daß es kein Schlangenkörper war, sondern der Arm des Grünhäutigen.
Er hatte soviel Kraft eingesetzt, daß ich nach hinten kippte und mit

dem Rücken auf dem Dachfirst lag.
Der Grünhäutige hockte über mir. Er war der Sieger in diesem verdammten, ungleichen Kampf. In Frisco hatte ich seine Artgenossen mit Sukos Dämonenpeitsche besiegen können.
Hier stand mir die Waffe nicht zur Verfügung, und geweihte Silberkugeln wären Munitionsverschwendung gewesen.
Ich schielte zur Seite und sah in sein häßliches Gesicht. Seine roten Augen begannen zu tanzen. Er hielt mich mit dem linken Arm umschlungen und drückte mir immer stärker die Luft ab…
Es ging um mein Leben!
Und irgendwo in der Tiefe meiner Psyche erwachte der Wille, so leicht nicht aufzugeben.
Eine schwache Stelle hatte jeder.
Auch er mußte sie haben.
Wie rote, verwaschene Sonnen kamen mir die beiden gefährlichen Augen vor.
War das die Schwachstelle?
Die Finger der Rechten umklammerten den Dolch so hart, als wollte sie den Griff zerbrechen.
Das tat ich nicht.
Ich stieß die Waffe schräg in die Höhe. Das linke Auge schien immer größer zu werden!
Treffer!
Sofort zog ich die Waffe wieder zurück, visierte das andere Auge an und kam auch durch.
Plötzlich umsprühten mich rote Blitze. Ich hörte Laute, die aus einem tiefen Grab hätten stammen können. Die Schicht auf dem Gesicht löste sich auf. Sie schien vom Regenwasser weggeschwemmt zu werden. Die wahre Gestalt kam darunter zum Vorschein.
Ein verwestes Skelettgesicht mit einigen Haarfäden zwischen dem bleichen Gebein.
Aber er hielt mich noch fest. Er umklammerte meine Kehle wie ein Wahnsinniger. Er wollte es mir zeigen. Nur nicht verlieren, nur nicht aufgeben.
Ich bäumte mich hoch und bekam mit, wie sich der Arm nicht nur löste, wie er auch auseinanderfiel.
Urplötzlich ließ der Druck nach. Dies geschah so schnell, daß ich nicht mehr gegensteuern konnte. Ich kippte nach links weg, wollte mich noch fangen, aber mit dem stützenden Handballen rutschte ich auf einer Dachpfanne aus.
Die Hand wurde mir regelrecht weggeschlagen. Nirgendwo fand ich noch Halt.
Die Reise begann.
Und die führte auf die Dachkante zu…

***

Diesmal schien die Schräge glatt wie Schmierseife zu sein. Sosehr ich mich auch bemühte und stets bei einer Bauchlage Arme und Beine ausbreitete, so wenig war mir der Erfolg vergönnt. Das schräge Dach entwickelte sich zu einer heimtückischen Falle.

Einmal überschlug ich mich noch, ich bekam dadurch mehr Fahrt, schlug mit den Händen um mich und hämmerte auch die Handflächen direkt auf die Pfannen.

Wo fand ich Halt?

Eigentlich nirgendwo, aber ich hatte Glück im Unglück, denn ich tickte mit der Hüfte gegen die seitliche Kante einer Dachgaube, wurde durch die Berührung gedreht, und die Geschwindigkeit nahm ab. Irgendwie gelang es mir, mich an der Fensterbank festzuhalten.

Auch mit der Linken faßte ich nach und entdeckte noch den Dolch, der mir nachgerutscht war und sich unter meiner Kleidung verklemmt hatte. Jetzt lag er fast auf der Fensterbank.

Meine Füße aber pendelten ins Leere…

Unterhalb der Gaube lief noch das kurze Stück einer Dachfläche.

Daran schloß sich die Rinne an, dann war Schluß. Mit den Knien berührte ich noch die Rinne, die Füße besaßen plötzlich Bleigewichte, die mich in die Tiefe ziehen wollten, so schwer waren sie geworden.

Ich schielte in die Höhe und sah meine Hände, die sich an der Fensterbank festgeklammert hatten.

Und dieses Ding bog sich. Es bestand aus Blech und würde nicht mehr lange halten.

»Warte noch, John!«

Erst dachte ich an einen Traum, doch es war tatsächlich Glenda Perkins' Stimme, die mich da aus meinen verzweifelten Gedanken riß. Ich schaute in die Höhe und entdeckte ihr Gesicht, das über den oberen Rand der Gaube schaute. Es war verzerrt. Das Regenwasser rann aus den Haaren und lief an den Wangen herab. Glendas Mundwinkel zuckten, sie zitterte, ihre Lage war nicht besonders, aber meine war noch mieser. Das sah sie sehr genau.

Glenda schob ihren Körper so weit vor wie eben möglich. Dann streckte sie mir ihren rechten Arm entgegen. »Nimm meine Hand!«

»Ich versuche es, aber halt fest!« Mühsam brachte ich die Worte hervor. Was wir versuchten, war ein Spiel mit dem Feuer. Mir mußte es innerhalb einer halben Sekunde gelingen, nach dem Loslassen der Fensterbank ihre Hand zu fassen und mich daran festzuhalten.

Hoffentlich riß ich Glenda nicht mit in die Tiefe.

Glenda dachte mit. Sie klammerte sich mit der Linken am oberen Rand der Gaube fest. Ihre Knöchel sprangen scharf und spitz hervor, als wollte die Haut im nächsten Moment reißen.

Ich ließ los, schnappte zu – und hielt fest!

Ich spürte den heftigen Ruck, und Glenda mußte ihn noch mehr spüren, denn sie rutschte nach vorn, aber nicht über die Kante hinweg, denn sie bäumte sich auf.

Ich half mit den Beinen nach, winkelte sie an, stützte mich mit den Knien ab und fand einen besseren Halt. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Der Rest war praktisch ein Kinderspiel. Schon sehr bald saß ich neben Glenda auf der Gaube und hielt sie umklammert. Beide waren wir naß wie die Katzen, die unfreiwillig ein Bad genommen hatten.

Glenda fing an zu lachen. Es war keine unmotivierte Reaktion. Bei ihr löste sich die Spannung. Sie preßte sich an mich und strich mit ihren nassen Haaren über meine Wange. »Das… das halte ich fast nicht mehr aus, John. Das ist verrückt! Wir hocken hier wie die Kinder, die einen verbotenen Ausflug gemacht haben.«

»So kommt es mir auch vor.«

»Und jetzt werden wir hinabsteigen, uns ins Auto setzen, nach Hause fahren, ein Bad nehmen und…«

»Erst müssen wir mal runter.«

Sie lehnte den Kopf nach hinten und strich die Haare zurück. »Ja, du hast recht. Wie bist du eigentlich hochgekommen?«

»Über eine Leiter.«

Glenda wischte Regenwasser aus ihrem Gesicht. »Die stand tatsächlich bereit?«

»Sicher.«

»Wer hat sie hingestellt?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Der Grünhäutige?«

»Kann sein.« Ich glaubte nicht daran, daß er es getan hatte. Wo er sich befand, mußte auch noch eine zweite Person in der Nähe lauern, die viel gefährlicher war – Mr. Todd, der Totbringer.

Ich kniete mich nieder. Den Dolch trug ich wieder bei mir. Nicht bewußt.

Er war tatsächlich zwischen Gürtel und Mantelstoff eingeklemmt.

Ich nahm ihn und steckte ihn an die richtige Stelle. Mit dem Griff der Beretta schlug ich die Scheibe in der oberen Hälfte ein. Sie brach erst beim dritten Versuch.

Ich beugte mich noch weiter vor und hämmerte auch noch Scherbenreste aus dem Rahmen. Erst dann machte ich mich daran, durch das Fenster zu steigen.

Es glich schon einem artistischen Kabinettstückchen, als ich kopfüber durch die Lücke in die Gaube hineinturnte. Auf der inneren Fensterbank stützte ich mich ab, sah grau den Boden unter mir und ließ mich fallen. Ich landete zwar nicht weich, dafür schmutzig. Wie Ruß klebte der Schmier an meinem feuchten Mantel.

»Bist du okay, John?« hörte ich Glenda fragen.

»Klar, du kannst kommen.«

Sie machte es anders. Mit den Füßen zuerst rutschte sie über die Kante. Ich umfaßte sie an der Hüfte und zog sie durch das Fenster.

Erst dann hatte sie festen Boden unter den Füßen und warf sich in meine Arme. »John, das ist verrückt…« Sie fing an zu lachen und gleichzeitig auch an zu weinen. »Ich hätte nie gedacht, da noch einmal rauszukommen.«

»Wir haben es geschafft.«

»Noch nicht ganz.«

»Da hast du leider recht.« Ich dachte an den Topfhut-Chinesen, der bestimmt irgendwo lauern würde. Er mußte bereits erfahren haben, was mit seinem letzten Diener geschehen war, und er würde sich bitter dafür rächen wollen.

»Ich will hier aus!« sagte Glenda plötzlich. »Das ist mir hier nicht geheuer.«

»Frag mich mal.« Da wir uns auf einem ziemlich dunklen Speicher befanden, holte ich meine kleine Lampe hervor und leuchtete zunächst mal in die Runde.

Der Strahl glitt über das alte Gebälk, in dessen Winkeln sich Spinnweben eingenistet hatten. Sie schimmerten wie silberne Fäden, wenn das Licht sie berührte.

Dieser Speicher war sehr groß – und leer, wie wir feststellten. Jedenfalls wartete niemand auf uns, auch kein Mr. Todd mit seinem ungewöhnlichen Hut.

Glenda faßte nach meiner linken Hand, als ich losging und nach dem Ausgang suchte. Die Tür hatte ich bald gefunden. Die war sehr breit und bestand aus dickem Holz.

Die dunkle Eisenklinke zeigte eine gebogene Form. Abgeschlossen war nicht. Als ich die Klinke nach unten drückte, konnte ich die Tür aufziehen.

Erst spaltbreit und Glenda zurückschiebend. »Warte noch, ich liebe keine Überraschungen.«

»Und dabei ist bald Weihnachten«, erwiderte sie mit bibbernder Stimme.

»Siehst du hier den Tannenbaum?« lachte ich.

»Nein.«

Ich zog die Tür so weit auf, daß wir uns über die Schwelle schieben konnten, und leuchtete in einen Flur, der nicht sehr lang war und mit einer steinernen Treppe abschloß.

Sie war ziemlich steil und bestand aus Steinstufen. Ich winkte Glenda zu, die sich mir anschloß.

Niemand hielt uns auf, als wir die Treppe hinter uns gelassen hatten und in der zweiten Etage standen, wo wir uns umschauten und gleichzeitig lauschten.

Es war nicht still. Der Regen hämmerte in einem wahren Trommelfeuer gegen die Scheiben. Ein Rhythmus, der auch in den nächsten Tagen kaum abreißen würde, wenn wir dem Wetterbericht trauen konnten. Das Haus roch muffig und feucht. Unsere nasse Kleidung tat ein übriges dazu. Nein, wohl konnte man sich hier nicht fühlen.

Eine weitere Treppe, diesmal sehr breit und aus Holz, schob sich den unteren Etagen entgegen.

In die einzelnen Räume hinter den Türen schauten wir erst gar nicht hinein. Uns war mittlerweile klargeworden, daß wir uns in einem unbewohnten Haus befanden.

Im Erdgeschoß hörte ich ein tiefes, fast schon stöhnendes Aufatmen meiner Sekretärin, danach ein Lachen.

»Was hast du, Glenda?«

Sie ließ sich gegen mich fallen. »Erst jetzt bin ich froh.« Noch einmal lachte sie. »Sogar in meinen Schuhen befindet sich Wasser. Irgendwie ist das verrückt.«

»Ja, das kannst du wohl sagen.«

»Und weshalb das alles?«

»Das würde ich auch gern wissen. Sagen wir so: Vordergründig steht eine Rache. Suko und ich haben einem gewissen Mr. Todd in Frisco kräftig auf die Zehen getreten. Das hat der Mann nicht vergessen. Er ist uns nach London gefolgt und will sich rächen. So sieht es aus.«

»Du hast vorhin in der Mehrzahl gesprochen. Da könnte Suko ja auch in Gefahr sein.«

»So ist es.«

»Sollten wir ihn nicht so schnell wie möglich anrufen?«

Ich lachte Glenda an, bevor ich einen Arm um ihre Schultern legte.

»Mädchen, du könntest direkt bei der Polizei sein.«

»O danke. Und ich denke auch noch weiter. Wie sieht es zum Beispiel mit den Conollys aus? Sind das nicht ebenfalls deine Freunde?«

»Ja.«

»Wir sollten sie warnen.«

»Wird alles gemacht. Zuerst will ich aus dieser verfluchten Bude rauskommen.«

Wir fanden in der leeren, möbellosen Eingangshalle die breite Ausgangstür, die ebenfalls nicht abgeschlossen war. Ich schaute mir das Schloß genauer an. Wahrscheinlich hatte sich jemand daran zu schaffen gemacht, denn ich sah so etwas wie Kratzer.

Es regnete noch immer in Strömen. Wie graue Bindfäden floß das Wasser aus den Wolken. Kerzengerade klatschte es auf den weichen Boden und hatte das Gras schon plattgewalzt.

»Noch einmal durch«, sagte Glenda. Sie sah nach rechts. »Ach, da steht dein Wagen.«

Gemeinsam hasteten wir los. Ich schloß für Glenda auf und haute mich hinter das Lenkrad. Tief einatmend lehnte sich Glenda auf dem Sitz des Beifahrers zurück. »Geschafft!« stöhnte sie. »Endlich haben wir es hinter uns.«

»Darf ich mal fragen, wie du auf das Dach gekommen bist?«

»Das weißt du doch. Dieser Grünhäutige hat mich gepackt.«

»Aus dem Bett geholt und…«

»Nein, ich wurde plötzlich wach, weil da etwas Fremdes in meinem Kopf war. Es waren Gedanken, die regelrecht explodierten. Furchtbar, kann ich dir sagen.«

»Und weiter?«

»Ich wollte es nicht, aber ich mußte diesen Gedanken einfach gehorchen. Oder der Stimme.«

»Die du natürlich noch nie gehört hast?«

»Nein, John.«

»Wie klang sie denn?«

»Das ist schwer zu sagen. Jedenfalls war es eine rauhe Männerstimme. Ich habe sie noch nie gehört, sie war auf einmal da, verstehst du? So urplötzlich.«

»Ja, natürlich.«

»Kennst du den Sprecher denn?«

»Das kannst du wohl sagen. Es ist Mr. Todd, der Totmacher, der Chinese aus Frisco. Er hat in einem alten Silberstollen aufgehängte Leichen gefunden, sie abgenommen und mit einer Salbe bestrichen, deren Rezept aus den uralten Geheimküchen des Reiches China bestand. Damit bestrich er die Körper, wartete die Wirkung ab und konnte nun mit ansehen, wie diese Toten wieder zum Leben erwachten. Es waren die Grünhäutigen, die als Zombies mit Henkerschlingen umherirrten.«

Glenda schüttelte sich. »Das ist ja furchtbar.«

»Da sagst du was.«

Umweltverschmutzung hin – Umweltverschmutzung her. Einmal kann man sündigen, deshalb lief auch der Motor während unseres Gesprächs und ebenfalls das Gebläse. Es arbeitete mit voller Kraft.

Mittlerweile drang warme Luft aus den Düsen, die nicht nur gegen die Scheibe floß, sondern auch gegen uns.

Zwar trocknete das die Kleidung nicht, aber ihr wurde ein Teil der Nässe genommen. Jetzt klebte sie nur mehr als feuchte Lappen an unseren Körpern.

»Können wir?« fragte ich.

»Meinetwegen«, sagte Glenda, lehnte sich zurück und streckte die Beine aus.

Ich startete und schaltete gleichzeitig die Scheinwerfer ein. Um den Weg zu erreichen, mußte ich drehen. Der Rover beschrieb die Kurve,

seine hellen Lichtlanzen stachen durch den Vorhang aus Regen, tasteten über den Weg und streiften gespensterhaft an den nassen Stämmen der Bäume entlang.

Obwohl wir uns mitten in London befanden, in diesem Park kamen wir uns vor wie auf einer einsamen Insel.

Im normalen Tempo rollte ich dem Ausgang entgegen. Regen und Wolken bildeten einen tiefhängenden Schleier, in den wir eintauchten – und plötzlich die Gestalt sahen.

Der Mann stand mitten auf dem Weg, am Beginn einer leichten Rechtskurve.

Er grinste und hatte sich wieder einen neuen Topfhut besorgt.

Ohne den konnte der Totmacher wohl nicht auskommen…

***

Weiterfahren – bremsen?

Ich mußte mich sehr schnell entscheiden und hörte auch Glendas schrill klingende Frage.

»Ist er das?«

»Ja, das ist er!«

»Willst du nicht…?«

Ich wollte nicht auf ihn zuhalten. Todd kümmerte sich nicht um uns. Er hob den rechten Arm, nahm den Hut ab und nickte uns grüßend zu.

Ich stoppte.

»Was ist denn, John?«

»Den hole ich mir!«

»Das kann eine Falle sein!« warnte mich Glenda noch, als ich bereits die Tür aufstieß.

Klar, auch ich rechnete mit einer Falle. Ich dachte auch daran, daß er keinen Helfer mehr zur Verfügung hatte. Deshalb ging ich das kleine Risiko ein.

So langsam er sich vorhin bewegt hatte, als er seinen Hut abnahm, so flink war er jetzt. Die Wagentür war kaum hinter mir zugeschwungen, als er blitzartig zur Seite tauchte und zwischen den Bäumen verschwamm, dabei ein Lachen wie einen Kometenschweif hinterlassend.

Ich sprang ihm nach, wollte ihn nicht entkommen lassen und schaltete die Lampe ein.

Der Strahl geisterte durch den Regen. Sein Licht brach die Tropfen, die einen bunten Schein bekamen. Über mir breitete sich das Geäst der Bäume wie ein Dach aus, ohne allerdings den dichten Regen abhalten zu können.

Nichts war von ihm zu sehen. Er hatte die Chance genutzt und war verschwunden.

Vor Wut ballte ich die Hand zur Faust. Das hatte mir ausgerechnet

noch gefehlt. Zum Greifen nahe war dieser verdammte Hundesohn gewesen. Er spielte mit mir Katz und Maus.

Und ich hörte seine Stimme. Das rauhe Organ übertönte selbst das Rauschen des Regens.

»Sinclair, wir werden noch viel Spaß miteinander bekommen, das schwöre ich dir. Du kommst mir nicht davon. Du hast zu viele schwache Stellen. Hörst du?«

»Ja, ich habe dich verstanden.« Aus Sicherheitsgründen löschte ich das Licht und suchte hinter einem Baumstamm Deckung. »Aber ich weiß auch, daß du feige bist. Los, Todd, zeig dich! Wir erledigen es hier. Mann gegen Mann. Ohne deinen komischen Helfer, den es übrigens nicht mehr gibt, wie du sicherlich weißt.«

»Ich habe es gespürt«, erwiderte er. »Ich habe es genau gespürt. Dafür steht noch eine Rechnung offen. Er war wie ein Freund zu mir. Auch du hast Freunde, Sinclair.«

»Wen meinst du damit?«

»Such es dir aus, Geisterjäger. Frisco war nicht das Ende, das schwöre ich dir.« Wieder hörte ich sein rauhes Lachen. Es war sein Abschiedsgeschenk an mich.

Mit dem tropfnassen Ärmel putzte ich durch mein Gesicht, was nicht viel half. Mit ziemlich müden Schritten ging ich zurück zum Wagen, wo Glenda auf mich wartete.

»Du hast ihn nicht bekommen.«

»Nein.«

»Und sonst?«

Ich hob die Schultern. »Was soll schon gewesen sein? Er hat es eben vorgezogen zu verschwinden.« Ich hämmerte wütend die Tür zu. »Aber er hat mir mit meinen Freunden gedroht.« Aus schmalen Augen starrte ich in den Nebel. »Mit meinen Freunden, verstehst du?«

»Das meinte ich vorhin.«

»Ich war ahnungslos, du ebenfalls. Jetzt wissen wir Bescheid, nur Suko nicht. Er war schließlich mit in Frisco.« Ich drehte mich zu ihr um. Wassertropfen wirbelten von meinen Haaren und benetzten ihr Gesicht. »Wir müssen ihn warnen.«

Glenda reichte mir bereits den Hörer des Autotelefons. Ich wußte, daß Suko an diesem Abend zum Training wollte, deshalb kannte ich auch die ungefähren Zeiten. Eigentlich mußte er zurücksein. Nach einem Training ist man immer kaputt. Suko machte da keine Ausnahme. Er legte sich dann zumeist aufs Ohr.

Schon nach dem zweiten Klingeln hob er ab.

»Hallo, Sportsfreund!«

»Verdammt, John, du?«

»Wieso nicht?«

Ich hörte ihn scharf atmen. »Weißt du, wer in der Stadt sein soll?«

Wenn Suko so fragte, konnte es sich nur um eine Person handeln.
»Mr. Todd, der…«
»Du weißt Bescheid?«
»Und wie. Er hätte es bald geschafft, Glenda und mich ins Jenseits zu befördern.«
»Was ist passiert?«
Mein Freund bekam einen genauen Bericht und bedankte sich, denn jetzt war er gewarnt.
»Was willst du denn tun? Herkommen?«
Ich warf Glenda einen Blick zu.
»Vielleicht später. Zuerst fahre ich zu Glenda. Wir sind naß wie die Katzen. Glenda braucht andere Sachen, dann sehen wir weiter.«
»Und du?«
»Ich trockne meine Klamotten über der Heizung.«
»Viel Spaß.« Er lachte noch. »Und vergiß nicht, an die Gefahr zu denken.«
»Keine Sorge. Ich melde mich dann wieder.« Als ich auflegte, atmete auch Glenda auf.
»Danke, John.«
»Wofür?«
»Daß du mich nicht allein läßt.«
»Das ist doch selbstverständlich.« Kopfschüttelnd startete ich den Rover.

***

Trocken waren wir noch längst nicht, als wir Glendas Wohnung erreichten und sehr vorsichtig wurden. Ich hatte mir das Haus zuvor von außen so gut wie möglich angesehen und war auch vorsichtig gewesen, als wir durch den Flur in die erste Etage gingen.
Niemand lauerte auf uns oder hatte uns eine Falle gestellt, wenigstens nicht außerhalb der Wohnung.
Bevor Glenda die Tür aufschloß, stellte sie noch eine Frage. »Woher wußte Suko eigentlich von Todd?«
»Das habe ich mich auch gefragt«, gab ich zurück. »Wir werden ihn bei Gelegenheit danach fragen.«
Glenda wollte zuerst die Wohnung betreten. Dagegen hatte ich etwas und drückte sie zurück. Sehr vorsichtig und mit gezogener Waffe schob ich mich in den Flur.
Typen wie Todd liebten die Überraschungen. Und verschlossene Türen bereiteten ihm ebenfalls keine Probleme.
In der Wohnung störte er mich nicht, dafür die bullige Hitze, die mir vorkam wie ein Schlag ins Gesicht. »Was ist mit der Heizung, Glenda?«
»Wieso?«

»Zu warm.«
»Dafür kann ich nichts, John. Die wird zentral gesteuert.« Sie machte Licht, ich suchte nach Spuren eines Eindringlings, ohne etwas zu finden.
»Wie machen wir es? Du zuerst?«
»Was – ich zuerst?«
Glenda lachte. Sie wrang dabei einen Teil ihrer Haare aus. »Ich brauche jetzt ein Bad.«
»Und ich eine Dusche.«
»Hast du noch frische Wäsche bei mir?«
Ich konnte mir das Lachen nicht verkneifen. »Du bist gut. Das hört sich ja an, als würde ich des öfteren bei dir übernachten.«
»So ganz unwahrscheinlich ist es ja nicht.« Sie lächelte, aber ich lenkte rasch vom Thema ab. »Ich werde unter die Dusche hüpfen.«
»Läßt du mir dann inzwischen Wasser ein?«
»Klar.«
In Glendas Wohnung kannte ich mich aus. Das Bad war nicht groß, dafür quadratisch. Ich zog die nassen Klamotten aus und hängte sie über die Heizung. Bis auf die Unterwäsche war ich naß geworden und natürlich auch schmutzig, aber der Dreck klebte fast ausschließlich auf dem Mantel. Bevor ich in die Duschkabine stieg, mußte ich erst einmal kräftig niesen. Dann ging es mir besser.
Zweimal rauschte das Wasser. Einmal in die Wanne und zum zweiten aus der Duschtasse über mir. Ein Duschgel hatte ich auch gefunden. Laut Werbung sollte es müde Männer auf Trab bringen.
Ich allerdings konnte nicht behaupten, daß ich mich fühlte wie ein Todesspringer von Acapulco. Ich war eher kaputt.
Die Wechselbäder prasselten auf meine müde Knochen. Ich brachte den Kreislauf noch einmal kräftig in Schwung, verließ die Kabine und rubbelte mich ab.
In die feuchte Kleidung wollte ich noch nicht steigen. Glenda besaß mehrere Bademäntel. Ich nahm mir den schwarzen, der kaum mehr Platz gab als ein Handtuch, als ich ihn um meinen Körper wickelte. Der Saum reichte mir knapp über die Oberschenkel.
Die Wanne war mittlerweile gut gefüllt. »Fertig?« fragte Glenda, als sie ins Bad kam.
»Klar.«
»Okay, dann warte im Wohnzimmer.«
»Soll ich dir den Rücken waschen?«
»Lüstling.«
»Ich sprach nur vom Rücken, liebe Glenda.«
»Mal sehen, aber jetzt raus.«
Glenda hatte es verstanden, eine gemütliche Atmosphäre zu zaubern. Es brannten Kerzen, die aus einem Tannengesteck ragten. Man merkte

auch hier, daß Weihnachten dicht bevorstand.

»Die Tür kannst du offenlassen«, sagte Glenda noch, als ich den Raum verließ.

»Wie weit?«

»Spaltbreit.«

»Wird gemacht, Lady.«

Ich pflanzte mich in den Sessel. Er stand neben der offenen Hausbar. Sie bestand aus einem kleinen Wagen. Flaschen und Gläser standen bereit. Glenda wußte, was ich jetzt benötigte.

Ich schnappte mir einen schottischen Malz-Whisky, nahm ein Glas und schenkte mir einen Doppelten ein. Aus dem Bad hörte ich das Plätschern des Wassers, als Glenda in die Wanne stieg. Ich streckte die Beine aus und spielte mit den Zehen im dichten Gewebe des Teppichs.

Allmählich trat auch bei mir die Entspannung ein. Vielleicht lag es auch an den ersten beiden Schlucken, die mir sehr gut getan hatten.

Der Whisky war von hervorragender Qualität. Er floß seidenweich durch meine Kehle in den Magen und wärmte ihn durch.

Ich schaute in die Flammen. Vier Kerzen brannten. Mir kam es vor, als würden sie zusammenwachsen. Ich sah alles nur verschwommen.

Wie schön hätte das Leben sein können, wenn es keine Dämonen oder dämonische Diener gegeben hätte. Eine ruhige Zeit, gerade vor dem Weihnachtsfest, kein Gedanke an einen Mann, der sich selbst als Totmacher bezeichnete.

Ich ließ den Whisky kreisen, schaute in die Diele, wo ich auch die offenstehende Badezimmertür sah.

»Bist du okay, Glenda?«

»Und wie!«

»Es geht dir also gut.«

»Ja, ich entspanne mich herrlich.«

»Ich auch!« rief ich lachend.

»Mit einem Schluck?«

»Wer kann da schon nein sagen?«

»Da hast du auch wieder recht.«

Ich leerte das Glas und schielte auf die Flasche. Konnte ich mir einen zweiten erlauben? So rasch würde ich Glenda nicht verlassen, also gönnte ich mir den zweiten. Er fiel allerdings kleiner aus als der erste. Es ist fast immer das gleiche. Wenn ich entspannt irgendwo saß, überkam mich auch eine gewisse Müdigkeit. Da wollten die Augen einfach nicht offen bleiben. Wie von selbst kippten sie mir zu, und es würde nicht lange dauern, dann war ich eingeschlafen.

Sogar das Radio befand sich in Griffweite. Ich war allerdings zu faul, es einzuschalten.

Meine Gedanken drehten sich um Todd. Immer wieder sah ich ihn vor mir, diesen widerlichen Kerl mit dem Topfhut, unter dessen Rand

sich das Gesicht breit abzeichnete.

Er grinste oft siegessicher und wissend. Dieses Grinsen hatte mich gestört. Auch jetzt, wo ich mir sein Gesicht nur einbildete, wollte es einfach nicht verschwinden.

Meine Müdigkeit nahm zu. Je stärker sie wurde, um so mehr verschwammen die Gesichtszüge des Chinesen. Sie verliefen in die Breite und kamen mir vor, als würden sie von gewaltigen Nebelwolken aufgesaugt. Statt dessen schoben sich dunkle Schatten heran, die immer denn entstanden, wenn mir die Augen zufielen.

Ich schlief tatsächlich ein.

Wie lange ich in diesem Zustand gelegen hatte, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls hörte ich einen Schrei, und der riß mich aus dem Schlummer. Ich sprang hoch. Zu heftig, wie ich sehr schnell merkte, weil mir schwindlig wurde.

»Glenda?«

Ich hörte ihre Stimme. Sie wimmerte leise, und mir wurde plötzlich eiskalt.

Mit Riesenschritten stürmte ich in den Flur, danach ins Bad – und sah Glenda, die halb in der Wanne lag und halb saß. Sie zitterte dabei, sprechen konnte sie nicht. Die Dampfschwaden hatten sich verteilt und überall an den Wänden einen feuchten Film hinterlassen.

»Was ist denn, Glenda?«

»John, ich… ich habe ihn gesehen!«

»Wen?«

»Den Chinesen mit dem Hut.«

Ich saß bereits auf dem Wannenrand. »Wo?«

»Hier im Wasser!«

Sie hatte die Antwort mit so ernst klingender Stimme gegeben, daß mir das Lächeln auf den Lippen gefror. »Im Wasser? Stimmt das wirklich, Glenda?«

»Ja, sein Gesicht schwamm auf oder dicht unter der Oberfläche des Wassers. Es waren seine Züge, John. Und er grinste wieder wie ein Teufel. Wie jemand, der genau weiß, was er noch für Pläne hat.«

»Eine Halluzination?«

Sie schüttelte so heftig den Kopf, daß sich die Wasserfläche bewegte und Wellen schlug. »Nein, John, so darfst du nicht sprechen. Ich habe ihn gesehen.«

»Gut, Glenda. Dann würde ich vorschlagen, daß du die Wanne verläßt.« Ich ging zur Heizung und nahm meine Kleidung wieder an mich. Sie war mittlerweile getrocknet.

Im Wohnzimmer zog ich mich an. Als Glenda kam, trug sie frische Kleidung. Eine grüne Jeans und einen braunen Pullover aus weicher Wolle. Daß sie auf einen BH verzichtet hatte, sah ich, wenn sie sich bewegte. Ihre noch nicht ganz trocken gefönten Haare hielt sie mit

einem Stirnband zusammen.

Das Gesicht hatte wieder etwas Farbe bekommen. Sie war nicht so blaß wie auf dem Dach, und die Lippen schimmerten nicht blau.

»Jetzt könnte ich einen Schluck vertragen.«

»Whisky?«

»Nein, Cognac.«

Sie bekam das Glas, nahm es mir aus der Hand und setzte sich neben mich auf die Sessellehne. »Cheers, John, und darauf, daß wir es überstanden haben und noch leben.«

Ich leerte auch den Rest im Glas. Meine Müdigkeit war verschwunden. Glendas Entdeckung hatte dafür gesorgt. Die Gedanken arbeiteten klar und scharf, sie beschäftigten sich natürlich mit dem Mann aus San Francisco.

Glenda lehnte sich gegen mich. Ich stellte das Glas zur Seite und umfaßte ihre Hüften. »Warum eigentlich immer nur wir, John? Weshalb läßt man uns nicht in Frieden?«

»Das frage mal die anderen.«

»Manchmal möchte ich einfach weglaufen. Irgendwohin, verstehst du? Einfach fort aus London. Hinein in eine andere Welt, wo man seine Ruhe hat und es keine Dämonen gibt.«

»Da hast du dir leider den falschen Job ausgesucht. Du steckst schon zu tief darin.«

Sie schaute mich an. Auf ihren dunklen Augen lag ein matter Glanz. Die rechte Gesichtshälfte wurde vom Licht der Kerzen getroffen, auf der anderen zeichnete sich ein Schatten ab. »Wenn ich jetzt verschwinden würde, müßtest du mitgehen.« Ihre Hände gingen auf Wanderschaft. Dabei strichen die Fingerspitzen über meine Brust. Ich hatte das Gefühl, von kleinen Stromstößen erwischt zu werden.

Hoi, das ging unter die Haut.

Auch ich streichelte sie. Meine rechte Hand, die bisher auf ihrer Hüfte gelegen hatte, glitt höher, allerdings unter dem Pullover, und ich stellte fest, daß sie tatsächlich keinen BH trug.

»Ja, John, mach weiter.« Glenda flüsterte den Satz und legte ihren Kopf zurück. »Bitte…«

Das hätte ich gern getan, aber da gab es das Telefon, auf das kein moderner Mensch verzichten will. In diesem Fall hätte ich es mit Vergnügen gegen die Wand geschleudert. Was machte ich statt dessen? Ich hob den Hörer ab, meldete mich aber nicht.

Das tat schon Mr. Todd. »Ja, du bist noch da, Sinclair, ich weiß es!«

»Was willst du?«

»Dir sagen, daß unser kleines Spiel weitergeht. Meine Überraschungen sind noch nicht vorbei.«

Ich atmete tief ein. Glenda war aufgestanden und stand jetzt neben dem Sessel. »Ein Vorschlag zur Güte, Todd. Das ist eine Sache, die nur

uns beide etwas angeht. Wie wäre es, wenn wir uns treffen und es austragen. Den Ort kannst du bestimmen.«

»Wie im Western?«

»Meinetwegen auch das.«

»Nein, das gefällt mir nicht. Du hast mir zu viele Niederlagen bereitet. Ich denke da nur an meine Diener. Es gibt keinen mehr von ihnen. Dafür wirst du büßen. Ich rechne mit dir ab. Noch leben deine Freunde. Ich frage mich nur, wie lange noch.«

»Hör zu, Todd.«

»Nein, du hörst mir zu, Sinclair. Du wirst bei deiner kleinen Freundin bleiben. Ich rufe wieder an und sage dir, wie es danach weitergeht.« Nach dem letzten Wort legte er auf.

Auch ich ließ den Hörer sinken. »Was hat er gewollt?« fragte Glenda. Todd hatte sehr leise gesprochen. Es war Glenda nicht möglich gewesen, mitzuhören.

»Tja, was hat er gewollt? Eigentlich nichts.«

»Das gibt es nicht.«

»Jedenfalls soll ich bei dir bleiben.« Ich lächelte. »Was ja nicht schlecht ist.«

»Hör auf, John.« Sie rutschte von der Lehne. »Denk doch nicht an so etwas. Wir können dort nicht weitermachen, wo wir aufgehört haben.«

»Leider.«

Glenda kam wieder zum Thema zurück. »Er hat doch länger gesprochen.« Sie schaute mich an, ihr Gesicht glühte, so rot war es geworden. »Was hat er noch gesagt?«

»Er redete von seiner Rache. Todd kann nicht vergessen, daß ich seine Zombies auf dem Gewissen habe.«

»Dafür will er sich also rächen?«

»So ist es.«

»Und wie?«

»Kannst du dir das nicht denken? Ist doch mehr als einfach. Ich habe seine Freunde auf dem Gewissen, also wird er sich an meine halten.«

»Das habe ich gemerkt. Aber du hast noch mehr Freunde, John. Wenn ich Suko mal ausklammere, bleiben die Conollys, dann Jane Collins und Sarah Goldwyn…«

»Ja, ich weiß.«

»Du solltest sie anrufen, John!«

»Und die Pferde scheu machen?«

»Lieber scheue Pferde als durchbrennende. Daran mußt du auch denken.«

»Wenn ich Bill anrufe, wird er Fragen stellen und nachhaken wollen. Wie ich die Conollys kenne, stecken sie mitten in den Weihnachtsvorbereitungen.«

»Na und?«

Glenda hatte ja so recht. Ich mußte die Familie einfach warnen.

Dieser Todd würde keine Rücksicht kennen. Zu Hause waren sie, denn Sheila, Bills Frau, hob schon nach dem zweiten Klingeln ab.

Ihre Stimme klang leicht gehetzt.

»Hast du gejoggt?« fragte ich zur Begrüßung.

»Du bist es, John.« Sie hatte mich an der Stimme erkannt. »Nein, aber wir sind dabei, die Geschenke einzupacken.«

»Auch für mich?«

»Klar.«

»Was ist es denn?«

Sheila stöhnte auf und lachte gleichzeitig. »Du bist ebenso neugierig wie mein Mann und mein Sohn. Laß dich überraschen, es dauert nicht mehr lange bis zum Fest. Kommst du?«

»Ja.«

»Ich werde auch noch die anderen einladen. Lady Sarah und Jane. Wenn Glenda ebenfalls…«

»Ich bin bei ihr.«

»Dann frag sie doch gleich. Oder hol sie mir an den Apparat.«

»Ich mache das schon.«

Glenda nickte mir zu. »Sie ist einverstanden, Sheila, aber jetzt zu etwas anderem. Kann ich deinen werten Gatten mal kurz sprechen?«

»Aha, es geht los.«

»Wieso?«

»John!« Ihre Stimme klang mißtrauisch. »Kocht ihr beide wieder irgendeine Suppe?«

»Nein, wie kommst du darauf?«

»Dir und meinem Bill traue ich in gewisser Hinsicht einfach nicht über den Weg.«

»Du brauchst keine Sorgen zu haben, es ist alles normal. Gib mir Bill, bitte. Ich brauche nur eine Auskunft.«

»Hallo, alter Rammbock!« meldete sich Bill. »Was gibt es denn?«

»Ich wollte fragen, ob es euch gutgeht?«

Bill schwieg vor Überraschung. »Du bist lustig. Deshalb rufst du an?«

»Ja. Aber da ist noch etwas.«

»Jetzt kommt es.«

»Ich wollte dich bitten, die Augen offenzuhalten. Es könnte Unannehmlichkeiten geben.«

»Welcher Art?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Es ist jemand in London, der es auf mich und meine Freunde abgesehen hat.«

»Kenne ich den?«

»Nein. Er nennt sich Mr. Todd, der Totmacher. Er ist Chinese und an seinem außergewöhnlichen Hut zu erkennen.«

»Eine Melone?«

»Ja.«
»Verdammt, der war hier!«
»Was?« Ich wäre fast aus dem Sessel hochgeschossen. »Wann war das denn?«
»Ist noch nicht so lange her. Er hat ein Päckchen gebracht.«
»Was war drin?«
»Ich habe es nicht geöffnet. Der Mann erzählte, daß Suko ihn geschickt habe und für Johnny…«
»Los, öffne es!«
»Sofort?«
»Ja. Aber sei vorsichtig. Man muß bei Todd mit allen Tricks rechnen.«
Bills Stimme klang plötzlich rauh. »Wenn das stimmt, John, könnte sich darin auch Sprengstoff befinden.«
Mir schoß das Blut in den Kopf. »Ja, du hast recht.«
»Was sollen wir tun?«
»Ich könnte einen Sprengstoff-Experten vorbeischicken, das wäre am besten.«
»Dann tu das. Ich stelle das Päckchen in den Garten.« Bill atmete schwer. »Du kannst einem einen ganz schönen Schrecken einjagen.«
»Ich komme selbst und bringe Glenda mit.«
»Was ist mit Suko?«
»Dem kannst du Bescheid geben. Soviel ich weiß, ist er in seiner Wohnung.«
»Ales klar, bis gleich.« Bill lachte rauh. »Fast hätte ich noch Merry Christmas gesagt.«
»Das spar dir mal für später auf.«
Diesmal hatte Glenda mitgehört und bereits einen trockenen Mantel übergestreift. »Alles klar, John, ich habe nichts dagegen, zu den Conollys zu fahren.«
Zwei Minuten später hetzten wir die Treppe hinab. Den Wagen hatte ich vor dem Haus abgestellt. Wir waren trotz der Eile vorsichtig, als wir nach draußen gingen. Todd war unberechenbar und für jede Überraschung gut.
Der Regen hatte nachgelassen. Er rann nur mehr als feiner Sprüh aus den tiefhängenden Wolken. Bis zum Rover mußten wir nur ein paar Schritte laufen.
Ich schloß auf und ließ Glenda einsteigen. Bevor ich in den Wagen kletterte, schaute ich mich wieder um.
Nichts Verdächtiges war zu sehen.
»Komm endlich!« drängte Glenda.
Ich stieg ein, steckte den Zündschlüssel in das Schloß – und brüllte infernalisch auf.
Im gleichen Moment glaubte ich sterben zu müssen!

***

Suko ärgerte sich, daß er in der Wohnung allein zurückgeblieben war. Es gefiel ihm immer weniger, daß der Fall, an dem er schließlich mitgewirkt hatte, so einfach vorbeilief.

Woanders wurden die Prioritäten gesetzt, ihn hatte man aus dem Spiel gelassen.

Weshalb dann die Warnung?

Suko hatte den Boten des weisen Ho Chan intensiver befragt, aber keine genaue Auskunft erhalten. Der Mann wußte nur, daß Suko von einem Chinesen mit Topfhut gesucht wurde.

Er klingelte bei Glenda Perkins an. Es war besetzt. Suko wartete einige Minuten, versuchte es noch einmal und mußte enttäuscht feststellen, daß nicht abgehoben wurde.

An diesem Abend lief auch alles verkehrt.

Dann kam ihm die Idee mit dem Club. Sir James, Superintendent, und Johns und sein Chef, wußte sicherlich noch nicht Bescheid. Um diese Zeit hielt er sich zumeist im Club auf. Für Notfälle war er dort immer zu erreichen. Suko wußte auch die Nummer und klingelte dort an.

Eine etwas nasal klingende Stimme meldete sich. Sie gehörte einem Butler.

»Kann ich Sir James sprechen?«

Der Butler räusperte sich. »Wer sind Sie?«

»Inspektor Suko…«

»Ah so, ja. Sir James befindet sich im Club, aber er hat mir aufgetragen, nicht gestört werden zu wollen.«

»Es ist dringend.«

»Auch nicht in dringenden Fällen, Inspektor. Sir James ist sehr beschäftigt.«

»Wie das?«

»Er hat Besuch bekommen.«

»Und von wem?«

»Ich bin nicht befugt, Ihnen das zu sagen, Inspektor!«

Suko, ein ruhiger und sehr beherrschter Mensch, hatte diesmal Mühe, die Ruhe zu bewahren. »Wer immer Sie sind, Meister, es geht hier um einen Kriminalfall.«

»Sir James hat mir aufgetragen, ihn nicht zu stören. Sein Besucher wollte mit ihm persönlich sprechen.«

»Können Sie mir wenigstens sagen, wer ihn besucht hat?«

»Nein!« Der Butler war entrüstet. »Ich kann keine Namen nennen. Das widerspräche unseren Club-Statuten. Die Gentlemen kommen nicht ohne Grund hierher, um…«

»Ich kenne Ihren Club. Okay, auf einen Namen verzichte ich. Wer hat ihn besucht? Können Sie ihn beschreiben? Das wäre doch möglich.«

»Inspektor, ich…«
»Springen Sie mal über Ihren eigenen Schatten, Mister!«
Der Butler holte tief Luft. Das war selbst durch das Telefon zu hören. »Also gut, Inspektor, weil Sie es sind. Sir James hat Besuch von einem Asiaten bekommen. Es war ein Chinese…«
»Was?«
Der Butler war zurückgezuckt, so laut hatte Suko das eine Wort geschrien. »Inspektor, ich…«
»Hatte dieser Besucher vielleicht eine Melone auf dem Kopf?«
»Ja, das stimmt.«
»Danke, es reicht.« Suko legte auf. Er wußte jetzt sehr genau, was er zu tun hatte.
London ist zwar eine gewaltige Stadt, zum Glück aber fahren immer zahlreiche Taxen. Man brauchte eigentlich nicht länger als ein, zwei Minuten zu warten.
So erging es auch Suko, als er nach unten fuhr, auf die Straße lief und nach einem Taxi Ausschau hielt. Er hatte es ziemlich schnell gefunden.
»Wohin, Sir?«
Der Inspektor gab die Adresse des Clubs an.
»Sehr wohl.«
Möglicherweise kannte der Fahrer die Anschrift, seine Antwort hatte schon vornehm geklungen.
Die Zeit wurde dem Chinesen lang. Sekunden dehnten sich wie zäher Teer. Er konnte nur hoffen, daß er nicht zu spät kam. Dabei hätte er es sich denken können, daß Todd alles versuchen würde, um das Sinclair-Team zu treffen. Dazu zählte natürlich auch ein Mann wie Sir James, der den Ruf besaß, ein glänzender Organisator zu sein.
London sah aus wie ein nasser Schwamm. Es gab keine trockene Stelle mehr. Der Regen war voll durchgekommen, auch wenn er jetzt nur mehr aus den Wolken sprühte.
Die Ampeln glänzten wie gemalte Kreise. Scheinwerfer vereinigten sich zu einem Wirrwarr aus Lichtern. Manchmal strichen sie an den Fassaden der Häuser entlang und wurden eins mit den bunten Lichtern der Weihnachtsreklamen, die von Jahr zu Jahr einen kitschigeren Touch bekamen und eine Welt vorgaukelten, die es nicht gab.
Das Clubhaus war nicht vorweihnachtlich beleuchtet worden.
Über dem Eingang brannte eine Lampe, die Tür sah stabil aus, sie besaß auch keinen Glaseinsatz, nur eine Guckklappe, die von innen geöffnet werden konnte.
Suko zahlte die Rechnung, sprang aus dem Wagen. Unter dem schützenden Vordach blieb er stehen. Sein Blick fand sehr schnell den Knopf der Klingel. Der breite Rahmen darum bestand aus blinkendem Messing.

Suko hörte das Klingeln nicht. Dafür öffnete sich innen die Klappe.

An der Stimme erkannte Suko den Mann, mit dem er auch telefoniert hatte. »Sie wünschen?«

»Ich bin Inspektor Suko.«

»Ach so. Ich hatte Ihnen doch gesagt, daß Sir James für niemanden zu sprechen ist.«

»Hören Sie, Mann! Öffnen Sie die verdammte Tür, sonst breche ich sie auf!«

»Das würden Sie tatsächlich tun?«

»Ja!«

Der Butler schien Hosensausen bekommen zu haben. Er öffnete, und Suko drückte sie hastig noch stärker auf, so daß der Butler von ihr erwischt und zurückgeschoben wurde.

»Wo befindet sich Sir James?« Für die gediegene Umgebung hatte Suko keinen Blick. Ihn interessierte einzig und allein der Verbleib seines Chefs.

Der Butler trug einen Frack. Aus dem Kragen wuchs ein langer Hals, auf dem ein hagerer Kopf saß und irgendwie Ähnlichkeit mit dem Schädel eines Geiers aufwies.

»Wo?«

»Sir James befindet sich im Dialograum.«

»Wie schön. Und so finde ich ihn?« Suko ging einen Schritt auf den Butler zu, der die Bewegung falsch verstand, zurücktrat und hastig beide Arme hob. »Bitte keine Gewalt. Ich werde Ihnen den Raum zeigen, Inspektor.«

»Aber hurtig, Sie Bohnenstange.«

»Sir, bitte…« Der Butler schluckte. Ihm fielen keine weiteren Worte mehr ein.

Dafür ging er vor. Sehr gemessen, steif und viel zu langsam für Suko.

Er drückte seine Hand in den knochigen Rücken des Mannes.

»Los, leg einen Zahn zu!«

»Ja, gern.«

Er konnte auf einmal rennen. Von außen sah das Haus nicht sehr groß aus. Es öffnete sich erst im Innern. Hier sah Suko die zahlreichen Türen und Gänge, die zu den verschiedensten Räumen führten.

Der Dialograum befand sich leider ziemlich weit hinten. Vor der Mahagonitür blieb der Butler stehen und wollte anklopfen.

Suko riß ihn zu sich heran. »Tun Sie das nicht!« flüsterte er scharf.

»Inspektor, es gehört sich so…«

»Kann sein, nur nicht in diesem Fall, Meister. Verschwinden Sie jetzt, schnell.«

»Ich übernehme keine Verantwortung.«

»Das brauchen Sie auch nicht.« Mit einer herrischen Handbewegung scheuchte Suko den Butler weg. Er reagierte sonst nicht so, hier aber

konnte er nicht anders. Suko wußte aus eigener Erfahrung, wie gefährlich dieser Mr. Todd war. Er gehörte zu den Menschen, die nur ein Ziel kannten. Die Vernichtung.

Wenig später kam sich Suko vor wie ein neugieriges Kind, als er sich bückte und durch das Schlüsselloch schaute. Der Raum hinter der Tür war nur schwach erhellt. Wer dort saß, konnte Suko leider nicht erkennen. Er richtete sich wieder auf und dachte daran, daß auch er nicht anklopfen würde.

Vorsichtig drückte er die Türklinke nieder und öffnete.

Der Schein zweier Wandleuchten erhellte den relativ großen Raum, der zudem gemütlich eingerichtet worden war. In schweren Ohrensesseln konnten die Gesprächspartner entspannen. Auf kleinen Beistelltischen wurden Getränke serviert oder dienten als Ablage für gewisse Unterlagen. Die Fenster waren nicht zu sehen.

Sie verschwanden hinter dunkelblauen Vorhängen.

Mr. Todd war nicht mehr da, dafür Sir James.

Er saß in einem der Sessel. Das Sitzmöbel stand mit dem Profil zu Suko, der nur mehr die Beine seines Chefs erkennen konnte.

Sehr sacht schloß der Inspektor die Tür. Er wußte nicht, ob ihn Sir James gehört hatte. So leise wie möglich bewegte sich der Inspektor weiter.

Er schritt über einen weichen Teppich, machte die Runde – und stand vor Sir James.

Der saß im Sessel und wagte nicht, auch nur mit der Wimper zu zucken. Beide Arme lagen auf der Sessellehne, die Handrücken berührten den Stoff, die Flächen waren nach außen gedreht.

Auf ihnen langen zwei weiße Totenschädel!

***

Suko atmete zunächst auf. Seine schlimmste Befürchtung war nicht eingetreten. Sir James lebte noch. Mr. Todd hatte ihn nicht umgebracht. Auch wenn er Suko vorkam wie eine lebende Statue. Sein Gesicht war schweißbedeckt, und hinter der Haut zuckte nicht ein Muskel. Die Brille mit den starken Gläsern hatte sich auf den Weg zur Nasenspitze begeben. Auf halber Höhe war sie nicht weitergerutscht. Die Augen des Superintendenten wirkten noch größer.

Suko atmete auf. »Sir«, sagte er leise. »Endlich habe ich Sie gefunden.«

»Ja.« Die Antwort war nur ein Hauch.

»Ich hörte, Sie haben Besuch von unserem Freund Todd bekommen.«

»In der Tat.«

»Was ist geschehen?« Suko ging näher an den Sessel heran. Er wollte nach dem rechten Schädel greifen, als er die zischende Stimme hörte, die ihn warnte.

»Um Himmels willen, nicht. Wenn sie einen der beiden Schädel berühren, explodiert er…«

***

Ich wußte nicht, ob Glenda oder ich geschrien hatte. Möglicherweise auch beide.

Ich jedenfalls erlebte einen furchtbaren Horror und auch starke Schmerzen. So wie mir mußte es Menschen ergangen sein, die man auf den Elektrischen Stuhl gesetzt hatte. Erst die Schmerzen, dann das Aus.

Bei mir geschah dies nicht.

Zwar tosten die Schmerzen in wilden Wellen durch meinen Körper, jagten bis unter die Schädeldecke, wo sie zerplatzten wie Kanonenschläge und mich zum Zittern brachten.

Ich schrie!

Bis zu dem Augenblick, als Glenda meine Hand vom Zündschlüssel wegriß.

Schlagartig hörten die Schmerzen auf. Ich aber sackte auf dem Sitz zusammen. Noch immer kribbelte es in meinem Körper. Das Blut schien eine andere Flüssigkeit geworden zu sein, die heiß und schwer durch meine Adern rann. Etwas klemmte mein Herz so stark zusammen, daß ich Atembeschwerden bekam. Der Schweiß lag auf meinem Gesicht und hatte auch den Körper nicht verschont.

Ich fühlte mich ungemein elend und reagierte auch nicht, als Glenda mich ansprach. Noch immer war ich nicht Herr meiner Reflexe.

Ich hing wie tot hinter dem Lenkrad, zitterte von den Fingerspitzen bis hin zu den Zehen. Es war einfach grausam.

Glenda hockte neben mir, ohne etwas zu sagen. Sie starrte, nur auf den Zündschlüssel, der so harmlos aussah, tatsächlich aber ein Werkzeug des Teufels war.

Sie berührte mich.

Ich merkte kaum, daß sie die Hand auf meine Schulter legte. Die Haut reagierte einfach nicht. Sie stand unter einer großen Spannung und der gleichzeitigen Vibration.

Erst Minuten später ging es mir besser. Da drehte ich den Kopf und schaute in ihr besorgtes Gesicht.

»John, soll ich dir sagen, was ich gedacht habe?«

»Nein!« keuchte ich. »Wahrscheinlich das gleiche wie ich, verdammt. Der hätte mich fast geschafft.«

»Und weshalb lebst du noch?«

»Da gibt es zwei Möglichkeiten. Wahrscheinlich wollte er mich nur warnen. Die Ladung oder der Strom war nicht so stark, als daß er einen Menschen hätte umbringen können. Wenigstens keinen gesunden. Ich kann dir sagen, ich hatte plötzlich das Gefühl, als wäre

mir das Herz aus dem Körper gerissen worden.«

»Strom!« sagte sie leise. »Der hat deinen Wagen präpariert.«

Ich nickte, wollte etwas sagen, doch das Autotelefon summte, gleichzeitig blinkte die Lampe.

Ich wollte sofort abheben, meine Hand zuckte zurück – Angst.

Glenda legte ihre Hand auf den Hörer. Es passierte nichts. Sie nahm ihn hoch und reichte ihn mir.

»Hallo«, meldete ich mich mit einer Stimme, die schwach und unverständlich klang.

»Hier bin ich wieder, Sinclair. Gratuliere, du hast überlebt. Ich habe mich nicht getäuscht, was deine Gesundheit angeht. Du hast eine gute Konstitution. Nicht alle wären jetzt in der Lage, mit mir zu reden.«

Ich bin es auch nicht, wollte ich sagen, bekam die Worte nicht hervor. Meine Zunge lag wie ein Stück Blei im Mund.

»He, du schweigst? Bist du überhaupt noch daran?«

»Sicher!« Wieder ärgerte ich mich darüber, wie schwach meine Stimme klang.

»Wie schön, Sinclair, wie schön.« Er lachte. »Wenn man dich so reden hört, hat es dich doch härter erwischt.«

»Eine Freude war es nicht.«

»Kann ich mir denken. Da siehst du mal, wie stark ich bin.«

»Und was hast du weiter vor?«

»Ich enge dich ein. Ich habe einen Kreis gezogen, Sinclair. Noch ist er ziemlich groß, aber er wird immer enger, bis er dich erwürgt. Deine Freunde bilden den Kreis. Sie stehen unter meiner Beobachtung. Ob sie nun Conolly oder Sir James heißen…«

»Was hast du ihnen angetan?«

»Ho, sie werden sich bald wundern. Ich habe meine Fäden gesponnen. Es konzentriert sich, Sinclair.«

»Gut, komm zur Sache.«

»Ich bin schon dabei. Du kannst wieder hoch in die Wohnung deiner kleinen Freundin gehen. Dort wirst du bleiben und abwarten.«

»Worauf soll ich warten?«

Er lachte schallend. »Auf mich!«

»Dann wirst du kommen?«

»Das weiß ich noch nicht. Jedenfalls werde ich dich anrufen. Die Nummer deiner kleinen Freundin habe ich. Falls du wissen willst, wie es deinem hochverehrten Chef geht, solltest du im Club anrufen. Dort habe ich ihn besucht.«

»Lebt er?« schrie ich.

»Noch!« Todd legte auf.

Ich behielt den Hörer in der Hand und starrte Glenda an, die bleich geworden war. Sie hatte unser Gespräch mithören können.

Jetzt schüttelte sie den Kopf.

»Meine Güte, das ist ja furchtbar. Was machen wir jetzt?«

»Auf keinen Fall fahren.« Ich legte den Hörer auf. »Wir werden wieder zurück in deine Wohnung gehen und warten. Wir können nichts tun, ich kann nichts tun. Er ist in der Lage, mich zu erpressen. Er besitzt die Trümpfe.«

»Also sind wir hilflos.«

»So gut wie.«

Glenda nickte. »Einmal sind wir ihm entwischt. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hättest du schon tot sein müssen. Er war also gezwungen zu improvisieren, und ich vergesse auch nicht, daß es ihm gelang, mich durch seine Gedanken zu manipulieren.«

»Das könnte sich wiederholen«, gab ich zu.

»Ja. Deshalb ist es besser, wenn du bei mir bleibst. Irgendwie hat er mir damit sogar einen Gefallen getan.« Sie öffnete die Wagentür und verließ den Rover.

Auch ich stieg aus, aber nicht, ohne vorher noch einen schielenden Blick auf den Zündschlüssel geworfen zu haben, der einen teuflischen Stromkreis geschlossen hatte.

Erst als ich stand, stellte ich fest, daß ich die Schwäche nicht überwunden hatte. Meine Knie waren noch sehr wacklig. Ich konnte ein Zittern nicht verhindern und mußte mich am Wagendach abstützen.

»Klappt es?« fragte Glenda. »Oder soll ich dich stützen?«

»Nein, laß mal, das geht schon.«

Es klappte tatsächlich. Ich lief die ersten zögernden Schritte, erholte mich wieder und konnte auch später ohne Stütze die Treppe hochlaufen. Glenda hatte die Tür aufgeschlossen und nach innen gedrückt. Sie ließ mir den Vortritt.

Ich ging in den Wohnraum und war froh, mich in einen Sessel fallen lassen zu können.

»Du siehst schlecht aus, John«, sagte Glenda. »Schweiß auf der Stirn und bleich wie der Tod.«

»Dem bin ich auch nur knapp entwischt.«

»Soll ich dir etwas zu trinken bringen?«

»Das wäre nicht schlecht. Wasser – ja?«

»Okay.«

Sie verschwand in der Küche und kehrte sehr bald mit einem gefüllten Wasserglas zurück. Wie eine Krankenschwester ihrem Patienten, so drückte sie es mir in beide Hände. »Damit du nichts verschüttest«, sagte sie lächelnd.

»Danke.«

Ich trank die Schlucke sehr vorsichtig. Das Wasser erfrischte. Wie ein kühler Bach rann es durch die Kehle in meinen Magen. »Danke, das war gut, wirklich.«

Glenda nahm mir gegenüber Platz. Das Telefon hatte sie auf den Tisch zwischen uns beide gestellt.

»Jetzt können wir nur noch warten.«

Ich nickte, war aber mit meinen Gedanken woanders. »Etwas ist mir bei dem Gespräch aufgefallen, Glenda.«

»Und was, bitte?«

»Er hat die Namen einiger meiner Freunde erwähnt. Die Conollys, Sir James, doch einen hat er vergessen.«

»Suko«, sagte Glenda.

»Richtig, Suko.«

Sie schlug mit der flachen Hand neben das Telefon auf den Tisch.

»Meinst du, daß er es bewußt getan hat? Oder war es ihm nicht möglich, den Kreis auch um Suko zu ziehen?«

»Ich glaube eher an die letzte Alternative.«

»Dann wäre Suko unser Trumpf.«

»Kann sein.«

»Ruf ihn an.«

Das tat ich auch. Das heißt, ich versuchte es, bekam jedoch keine Verbindung. »Nicht da.«

»Und was ist mit den Conollys? Wolltest du ihnen nicht einen Experten vom Yard schicken?«

»Eigentlich ja.« Jetzt schüttelte ich den Kopf. »Ich werde es trotzdem lassen.«

»Weshalb?«

»Eine konkrete Antwort kann ich dir nicht geben. Ich habe aber das Gefühl, als würde ich dann den verdammten Kreis durchbrechen, und das wäre möglicherweise tödlich. Ich verlasse mich da auf mein Gefühl.«

Glenda nickte. »Wenn man nur wüßte, was dieser Todd mit seinen Taten bezweckt?«

»Das ist einfach, er will dich. Er weiß zudem, daß du nicht allein dastehst. Und er hat dafür gesorgt, daß deine und unsere Freunde nicht eingreifen können.«

Wieder läutete das Telefon. Diesmal hob ich ab und hörte Bills Stimme.

»John, was ist los? Wolltest du mir nicht einen Experten vorbeischicken?«

»Das wollte ich.«

»Und wo bleibt der Knabe?«

»Ich habe es mir anders überlegt, Bill, weil sich inzwischen etwas getan hat.«

»Raus mit der Sprache.«

Ich berichtete ihm, was Glenda und mir widerfahren war. Bill fluchte leise. »Das ist natürlich noch mieser als mies. Und jetzt hängst du fest,

wie?«
»Genau.«
»Was kann ich tun?«
»Gar nichts, Bill. Nur einfach abwarten. Vielleicht bekommen wir noch unsere Chance.«
»Ja, vielleicht, aber nicht jetzt.«
Bill druckste herum. Erst als ich nachhakte, weil ich etwas bemerkt hatte, rückte er mit der Sprache heraus. »John, da ist tatsächlich noch etwas. Es dreht sich um das Paket.«
»Wie denn?«
»Ähm… es geht um Johnny. Er hat es gesehen. Du weißt ja, wie neugierig Kinder sind. Er hat es mitgenommen und …«
Ich verlor Farbe und atmete stöhnend.
»He, John, was ist denn?«
»Sprich weiter.«
»Er hat es also mitgenommen.« Bill lachte plötzlich. »Wenn sich darin Sprengstoff befunden hätte, wäre es möglicherweise explodiert. Was meinst du?«
Ich meinte erst mal gar nichts und spürte nur, wie sich der Schweiß auf meiner Stirn sammelte. Da hatte mir der gute Bill Conolly tatsächlich einen unter die Weste geschoben.
»Hat es dich erwischt, John?«
»Fast.«
»Was kann ich für dich tun?«
»Nichts, Bill. Laß um Himmels willen die Finger von diesem verdammten Päckchen.«
»Nein, das will ich nicht.«
»Möchtest du es öffnen?«
»Sehr richtig, Alter. Ich will endlich wissen, woran ich bin. Ich rufe dich dann später wieder an.«
»Bill, verdammt! Mach keinen Unsinn! Du wirst…« Es hatte keinen Sinn mehr, ich sprach in den stummen Hörer.
Glenda, die mitgehört hatte, saß unbeweglich und preßte ihre Hände gegen die Wangen. »Ist der denn wahnsinnig geworden?« hauchte sie mit tonloser Stimme.
Ich nickte. »Allmählich glaube ich es auch…«

***

Suko zog seine Hand so heftig zurück, als hätte er eine glühend heiße Herdplatte berührt.
Er starrte seinen Vorgesetzten an und sah dessen Nicken. Sir James bewegte praktisch nur die Augendeckel, mehr tat er nicht. Die einzige Regung, die er sich erlaubte.
»Stimmt das?« hauchte der Inspektor nach einer Weile.

»Ja.«
»Wieso?«
»Er war hier, er wollte mich sprechen. Er sagte, er käme von Ihnen, und er nannte sich Todd.«
Suko nickte. »Unser Feind aus Frisco. Er hat es geschafft, uns nach London zu folgen.«
Trotz der gefährlichen Lage, in der sich Sir James befand, behielt er die Nerven. »Was hat er vor? Oder was kann er vorhaben? Wissen Sie von seinen Plänen?«
»Er will sich an John und mir rächen.«
»Wegen der Sache in Frisco?«
»Ja, Sir, und er hat alle Tricks eingesetzt. John hätte es fast erwischt.«
»Erzählen Sie!«
Suko gab einen knappen Bericht. Von seinem Freund wußte er ja, was sich ereignet hatte.
Das Fazit zog der Superintendent. »Ich würde sagen, wir sehen nicht gerade gut aus.«
»Da haben Sie recht, Sir.«
»John Sinclair wird nicht wissen, wie es mir geht. Rufen Sie ihn an und informieren Sie ihn. Der Apparat steht auf dem kleinen Tisch. Und bitte, Suko, gehen Sie behutsam. Todd erklärte mir, daß die Sprengladungen auf Erschütterungen reagieren.«
»Womit sind die Schädel denn gefüllt?«
Sir James' Lippen zuckten. »Angeblich mit Nitroglyzerin.«
»Na denn Mahlzeit.« Suko spürte den Schauer auf seinem Rücken.
Er wußte sehr genau, wie gefährlich Nitroglyzerin war. Ein höllischer Sprengstoff, der bei der geringsten Erschütterung detonierte.
Auf Zehenspitzen bewegte sich der Inspektor zu seinem Ziel. Es war noch ein alter Apparat, versehen mit einer schwarzen, glänzenden Kunststoffhülle.
Suko wählte Glendas Nummer, bekam Verbindung und berichtete von dem, was im Club vorgefallen war. Er hörte sich Johns Antwort an, stimmte ihm zu und legte auf.
»Was hat er gesagt?«
Suko drehte sich auf der Stelle um. »Man hat ihn in Glendas Wohnung festgehalten. John wird praktisch erpreßt. Einen Stromanschlag hat er überstanden, aber er kann nicht aus der Wohnung weg, weil man ihn mit uns unter Druck setzt.«
»Todd ist verdammt raffiniert.«
»Und gefährlich. Außerdem sind die Conollys auch mit einbezogen worden. Ihnen hat er ein Paket geschickt. Bill will es öffnen.«
Sir James saß unbeweglich. Der Schreck floß nur durch sein Inneres. »Ist der denn wahnsinnig?«

»Das hat ihn John wohl auch gefragt, aber er will nicht hören.«
»Dann fahren Sie hin und…«
»Nein, Sir, ich bleibe hier.«
»Was wollen Sie hier?«
»Ihnen die Schädel abnehmen«, erklärte Suko und erlebte seinen Chef zum erstenmal sprachlos.
»Sie wollen was?« hauchte der Superintendent nach einer Weile.
»Ich will versuchen, Ihnen die verdammten Schädel wegzunehmen.«
»Und wo wollen Sie damit hin?«
»Der Club liegt nicht weit von der Themse entfernt. Denken Sie daran, wie man sie damals entführt hat.«
»Den Weg schaffen Sie nie.«
»Aber immerhin bis zum Ufer. Oder meinen Sie nicht? Da stehen ja auch keine Häuser.«
Sir James überlegte. Wie er es auch drehte und wendete, einen besseren Vorschlag hatte er nicht. Nur die Schweißproduktion verstärkte sich bei ihm auf das Doppelte.
»Sir?« fragte Suko.
Der Superintendent öffnete den Mund spaltbreit. »Okay, ich bin einverstanden. Wenn es schiefgeht, sterben wir beide.«
»Das weiß ich auch, Sir!«

***

Sheila hatte neben dem Telefon gestanden. Sie war von Bill eingeweiht worden und wußte auch über das Päckchen Bescheid, leider nicht über dessen Inhalt.
»Willst du tatsächlich, daß…?«
»Ja.«
»Aber wenn es explodiert, dann…«
»Sheila.« Bill lächelte. »Es wird nicht explodieren, glaub mir. Wäre im Päckchen Sprengstoff, dann wäre es schon längst in die Luft geflogen, das kannst du mir glauben.«
»Ich weiß nicht…« Sie ging zur Seite und hob die Schultern. Johnny lief aus seinem Zimmer herbei. Er sah, wie betreten seine Eltern wirkten und wurde mißtrauisch.
»Was ist denn?«
»Nichts, mein Junge.« Sheila strich über sein Haar. »Am besten ist es, wenn du wieder in dein Zimmer gehst.«
»Aber ich sollte doch mithelfen, die Kugeln und das Lametta auszupacken. Ich habe Ferien und…«
»Das machen wir später«, sagte Sheila. Sie warf Bill einen längeren Blick zu.
Der Reporter lächelte knapp. Er wartete, bis Sohn und Frau außer Sicht waren, dann ging er in sein Arbeitszimmer, wo er das Päckchen

hingebracht hatte.

Es stand auf dem Schreibtisch, vom Licht der Lampe beleuchtet.

Sie hellte das braune Packpapier etwas auf. Zusätzlich hatte sich der Absender noch einen Gag erlaubt und das kleine Paket mit einem breiten Band umwickelt, das weihnachtliche Motive zeigte. Johnny hatte das Band schon an einer Stelle eingeschnitten, so daß zwei Fäden an den Seiten herabhingen.

Wohl fühlte sich der Reporter nicht in seiner Haut. Er trocknete seine Handflächen am Stoff der Hose ab. Der Schweiß klebte auch auf seiner Stirn. Zu John und Sheila hatte er sehr überzeugend gesprochen, aber hundertprozentig sicher, es nicht mit einer Höllenmaschine zu tun zu haben, war er sich nicht.

Durch den offenen Mund saugte er den Atem ein. Er zwinkerte einige Male mit den Augen, wischte über die Stirn und legte beide, noch einigermaßen trockene Handflächen gegen das Päckchen.

Sehr vorsichtig hob er es an.

Bill Conolly war kein Sprengstoffexperte. Er wußte nur, daß Höllenmaschinen ihr Gewicht besaßen. Sie waren zumeist aus Metall.

Dieses ›Geschenk‹ war relativ leicht. Darauf setzte Bill seine Hoffnungen. Eigentlich zu leicht für eine dieser teuflischen Bomben.

Allerdings gab es auch Plastiksprengstoff, und der war längst nicht so schwer.

Bill hielt das kleine Paket ans Ohr. Obwohl er es schon ausprobiert hatte, horchte er noch einmal nach. Kein verräterisches Ticken war zu vernehmen.

Im Paket blieb es ruhig.

Er hatte die Tür nicht geschlossen. Sie stand so weit offen, daß er hindurchgehen und den Flur betreten konnte. Als er sich nach rechts wandte, sah er Sheilas Gestalt.

Sie stand halb im Dunkeln in einer kleinen Nische, hatte die rechte Hand zur Faust geballt und sie gegen ihr Kinn gepreßt. Die Angst in ihren Augen war trotz der miesen Beleuchtung zu erkennen.

»Willst du tatsächlich…?«

»Ja, Sheila. Ich kann mit dieser verfluchten Ungewißheit nicht mehr länger leben.«

»Ist gut.«

»Wenn du nur so lieb sein würdest und mir gleich die Haustür öffnest, wäre mir schon geholfen.«

»Mach ich.«

Sheila ließ Bill gehen. Der Reporter lief mit steifen Schritten. Er kam sich vor, als würde er auf Eiern laufen, die in seinen Schuhen steckten.

Der Schweiß in seinem Gesicht war mehr geworden. Er glänzte wie kalte Perlen.

Sheila sah dies, als Bill neben ihr stoppte. Sie holte ein Tuch und

wischte ihrem Mann die Stirn ab.
»Weißt du was?« sagte Bill verzerrt grinsend. »Wenn das hier vorbei ist, gehe ich unter die Dusche.«
»Hoffentlich kommst du noch dazu.«
»Sicher. Und jetzt öffne die Tür.«
»Willst du dir einen Mantel…?«
»Quatsch. Wer denkt denn an so etwas? Tu mir nur einen Gefallen und halte Johnny zurück.«
»Mach ich.« Sie ging auf die Haustür zu. Daneben blieb Sheila stehen und streckte den Arm aus.
Bill schaute zu, wie sich ihre Hand auf die Klinke legte und diese sehr langsam nach unten drückte. Er lächelte Sheila verkrampft zu.
Sekunden später drang ihm die Kälte durch den Türspalt ins Gesicht. Der Wind wehte den feinen Sprüh in das Haus. Im Licht der Außenleuchte schimmerten die Tropfen wie Tausende von winzigen Diamantsplittern.
»Danke.«
»Viel Glück!« flüsterte Sheila, als sich ihr Mann in Bewegung setzte. Sie gehörte zu den Frauen, die starke Nerven brauchten, und die hatte sie im Laufe der Zeit und nach all den fürchterlichen Abenteuern auch bekommen.
Bill stieg über die Schwelle. Er durfte alles, nur nicht stolpern, das jedenfalls redete er sich ein. Und er hatte sich auch schon einen Platz ausgesucht, wo er das Päckchen öffnen wollte.
In der Mitte des Vorgartens, zwischen einigen wuchtigen Tannen, wo sich trotzdem noch genügend Platz befand.
Bill trat unter dem schützenden Vordach weg und hinaus in den superfeinen Regen.
Als draußen die Dunkelheit hereinbrach, schalteten sich automatisch Lampen in den beiden Gärten an. Vor und hinter dem Haus wuchsen dann Lichtinseln aus dem dichten Dunkel des Abends oder der Nacht. Auch in der Nähe des Zielorts brannte eine Leuchte.
Als Pilz schraubte sie sich aus dem Erdreich hoch.
Der Weg führte als breiter Streifen in Richtung Tor. Vorbei an künstlichen Hügeln, kleinen Teichen oder hellen Steinen, die Sheila erst vor kurzem besorgt hatte, weil sie den winterlichen Garten nicht so traurig aussehen ließen.
Das alles sah Bill Conolly nicht. Er blickte auch nicht auf das kleine Paket, nur auf die Schuhe. Einmal stolpern und fallen konnte sehr gefährlich werden.
Der Wind hatte nachgelassen. Seine Stärke reichte noch aus, um den Sprüh von der linken Seite her gegen die hochaufgerichtete und steif wirkende Gestalt des Reporters zu wehen und seine dünne Kleidung zu durchnässen. Auch klebte die Feuchtigkeit in seinem Gesicht und

setzte sich in den Augenbrauen fest.

Hin und wieder mußte Bill zwinkern. Zudem blendete ihn manche Lampe, die ihren Schein nicht allein dem Boden entgegen warf.

Schritt für Schritt näherte er sich seinem Ziel. Die Furcht saß ihm im Nacken und war auch weitergewandert bis zum letzten Wirbel, wo die Gänsehaut nicht weichen wollte.

Er dachte an diesen Mr. Todd. Der hatte es tatsächlich geschafft und das Sinclair-Team lahmgelegt. Durch verdammt simple Mittel, was viele große Dämonen nicht gebracht hatten.

Bill nahm sich vor, wenn er das Weihnachtsfest noch erlebte, es besonders zu feiern. Da wollte er richtig auf die Pauke hauen, zusammen mit den Freunden.

Todd durfte nicht gewinnen!

Leider sah es so aus, daß er alle Fäden in der Hand hielt und die Beteiligten tanzen ließ wie Marionetten.

Bill mußte irgendwann den Weg verlassen, um die Tannen zu erreichen. Sie wuchsen etwas unterhalb des normalen Niveau. Bill mußte über den Rasen gehen, der bei diesem Wetter oftmals glatt wie Seife war.

Er blieb noch einmal stehen und drehte sich um.

Das Haus verschwamm trotz der Beleuchtung im feinen Sprühregenschleier. Sheila hatte die Tür nicht geschlossen. Sie stand auf der Schwelle. Auch sie hatte gesehen, daß Bill sich umdrehte. Zum Gruß hob sie den rechten Arm und lächelte.

Das konnte Bill nicht erkennen. Dafür ging er den ersten Schritt und trat über den Kantstein des Weges hinweg auf den Rasen, wo er ausprobierte, wie rutschig die dunkle Fläche war.

Er hätte besser die Schuhe wechseln sollen, denn seine Sohlen waren doch sehr glatt.

Das hatte nun keinen Sinn mehr. Etwas breitbeiniger als normal schritt Bill auf die Tannen zu. Wie dunkle, dreieckige Türme, über die nur außen ein Lichtstreifen wehte, wuchsen sie vor ihm hoch.

Zwischen zwei von ihnen befand sich ein Durchgang, den Bill nehmen mußte, um auf die Lichtung zu gelangen.

Als Johnny noch kleiner war, hatte er an dieser Stelle oft und sehr gern gespielt.

Plötzlich rutschte Bill weg. Das hatte ja so kommen müssen. Ihm war die kleine Mulde im Boden einfach entgangen. Mit einer gedankenschnellen Gegenbewegung konnte sich der Reporter wieder fangen und spürte doch den Herzschlag, der sich gesteigert hatte.

Das war knapp an der Grenze gewesen. Bill war jetzt vorsichtiger.

Ohne daß etwas passiert wäre, erreichte er den Platz zwischen den Tannen und blieb zunächst einmal stehen, um tief Luft zu holen.

Die Gartenleuchte stand zwar zwischen zwei Tannen, aber ein wenig

zur Gartenmitte hin, so daß ihr Schein nur als schwaches, zerfaserndes Licht die kleine Stelle erreichte.

Bill Conolly ging sehr vorsichtig in die Knie. Nur nicht überhastet bücken, das brachte gar nichts.

Er stellte das kleine Paket auf dem weichen Rasen ab. Seine Hände waren nicht feucht vom Regen, sondern vom Schweiß. Der letzte Gang war dem Reporter schon tief unter die Haut gegangen. Sein kleines Taschenmesser hatte er mitgenommen, holte es hervor und zog die Schneide aus dem Griff.

Die schmale Klinge, nicht einmal so lang wie ein Finger, funkelte für einen Moment auf, als Bill sich vor bewegte und behutsam unter das noch feste Band schob.

Um es zerschneiden zu können, mußte Bill das Messer drehen! Er hörte seinen eigenen Atem, der selbst das dünne Rauschen des Regens übertönte. Im Nacken hatte sich ebenfalls die Feuchtigkeit gesammelt, auch sein Pullover klebte am T-Shirt, das Bill als Unterhemd trug.

Einen Schnitt benötigte er, dann war auch das letzte Band geteilt.

Er streifte es ab und schaute sich das Päckchen noch einmal an. Das braune Packpapier war in der Mitte durch einen Klebestreifen miteinander verbunden. Bill schnitt es ein. Sehr vorsichtig zog er dabei die Klinge von einer Seite zur anderen.

Alles klappte.

Bill konnte endlich die beiden Hälften des Pakets in die Höhe klappen. Er hielt dabei den Atem an, zwang sich zur Ruhe und rechnete damit, den Gegenstand zu sehen, der im Paket lag.

Das war nicht der Fall. Statt dessen starrte er auf altes Zeitungspapier, das, zusammengeknüllt, das Innere des Päckchens ausfüllte.

Mit spitzen Fingern faßte der Reporter zu und zog das Papier heraus. An beiden Seiten leerte er den kleinen Karton, dann endlich konnte er sehen, was man ihm geschickt hatte.

Es war keine Höllenmaschine, auch kein weicher, knetgummiartiger Plastiksprengstoff.

Etwas ganz anderes lag vor seinen Augen.

Ein Dolch, der die Form einer Sense besaß!

***

Damit konnte der Reporter überhaupt nichts anfangen. Wer schickte ihm einen Dolch?

Sosehr Bill auch überlegte, er kannte niemanden, dem er das zugetraut hätte.

Eine Verwechslung war es nicht. Seine Anschrift hatte sich auf dem Päckchen befunden, nur der Absender fehlte. Aber dieses ›Geschenk‹ mußte auch eine Bedeutung haben.

Leider kannte sich Bill nicht genug in diesem Fall aus, sonst hätte er gewußt, daß genau dieser Dolch einem Mann gehörte, der sich die ganze Zeit über schon in der Nähe des Hauses befand und im Garten der Conollys gelauert hatte.

Es war Mr. Todd!

Davon ahnte der Reporter nichts. Er war zu sehr damit beschäftigt, sich die ungewöhnliche Waffe anzusehen. Bill hob den Dolch nicht hervor. Dafür prüfte er mit der Fingerkuppe seine Schneide und fand heraus, daß die Waffe beidseitig geschliffen war. Seiner Meinung nach auch etwas Einmaliges.

Todd aber bewegte sich weiter. Er hatte am Rande des Grundstücks gelauert. Daß sich Bill zwischen die Tannen begeben hatte, war ein Vorteil, so konnte er sich dem Mann fast ungesehen nähern.

Der teuflische Chinese mied auch den Lichtschein. Er schlug einen Bogen, erreichte die Tannen dort, wo zwei von ihnen so dicht standen, daß sich ihre Zweige berührten, und schaute durch eine Lücke über sie hinweg.

Er sah auf den Rücken des Reporters.

Bill hatte sich noch nicht entschließen können, die Waffe hervorzuholen. Er rechnete noch immer mit einem Trick. Schließlich gab er sich einen Ruck, seine Rechte tauchte in das kleine Päckchen, er wollte den Griff umklammern, als Todd eingriff.

»Laß es sein!«

Bill schrak zusammen. Mit diesem plötzlichen Befehl hatte er nicht gerechnet.

Er gehorchte sogar, zog die Hand zurück, drehte sich in der Hocke und sah, wie Todd kam.

Er schob die Tannenzweige zur Seite und ging nur einen Schritt vor.

Auf dem Kopf trug er den ungewöhnlich geformten Hut. Unter dessen Rand schimmerte das Gesicht, und der breite Mund war zu einem bösen Grinsen verzogen.

»Sie sind es!« keuchte Bill.

»Ja, ich!«

»Und was wollen Sie?«

»Meine Waffe, die ich Ihnen geschickt habe. Ich will sie nämlich zurückhaben.«

Bill lachte. »Weshalb?«

»Um dich zu töten!« Im gleichen Augenblick trat Mr. Todd zu!

***

Nitroglyzerin in Totenschädeln!

So etwas konnte sich auch nur ein teuflisches Gehirn ausdenken.

Ein Mensch, der Freude daran fand, andere zu quälen oder ihnen seine Macht zu beweisen.

Suko hatte noch keinen der Schädel an sich genommen. Sein Chef wollte ihm noch Fragen stellen. »Welchen Weg werden Sie nehmen?«

»Zum hinteren Ausgang müßte ich…«

»Das ist weit.«

»Ich weiß, Sir.«

Der Superintendent hob die Augenbrauen an und legte die Stirn in Falten. »Da käme möglicherweise noch das Fenster in Betracht«, sagte er. »Es ist vielleicht besser.«

Suko schaute hinüber. »Ja, der Weg ist näher.«

»Öffnen Sie es ruhig.«

Der Inspektor bewunderte Sir James Powell, wie gelassen dieser Mensch trotz aller Widrigkeiten war. Er befand sich permanent in Lebensgefahr, doch er kümmerte sich darum nicht. Er nahm es so, wie es kam.

Suko fand eine Kordel zwischen den Falten des Vorhangs. Er zog sie nach rechts und schaute zu, wie der Vorhang die Fensterfläche freilegte. Ein übergroßes Fenster, mehr hoch als lang und noch mit einem altmodischen Riegel in der Mitte gesichert.

Nicht weit entfernt befanden sich die Uferauen der Themse.

Eigentlich ein idealer Platz, um eine Nitrobombe in die Luft gehen zu lassen.

»Was sagen Sie, Suko?«

»Nicht schlecht.«

»Wollen Sie es durch das Fenster versuchen?«

»Ja!«

»Der Meinung bin ich auch. Drücken wir uns beide die Daumen.«

Sir James lächelte knapp und schaute dem Inspektor entgegen, der sich mit behutsam gesetzten Schritten seinem Chef näherte. »Sie haben tatsächlich die Maxime gegeben, nicht gestört zu werden, Sir?«

»Das habe ich. Sie kennen es ja.«

»Ich dachte nur. Wenn jetzt jemand das Zimmer betritt, kann alles umsonst gewesen sein.«

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken, Suko. Bitte, ich will endlich die hochexplosiven Schädel loswerden.«

Suko bewies Humor. Er deutete eine Verbeugung an. »Sir, das kann ich sehr gut verstehen.«

Der Superintendent gestattete sich ein leichtes Grinsen. Suko aber begann mit seiner schwierigen Arbeit. Er hatte die rechte Hälfte des Fensters geöffnet. Auch die Fensterbank war breit genug, um die Schädel abstellen zu können.

»Welche Hand soll ich zuerst von der Ladung befreien, Sir?«

»Das ist mir gleich.«

»Sehr wohl.«

Suko benahm sich sonst nicht so aufgesetzt. Er brauchte einfach

etwas Luft, um seine gepeinigten Nerven unter Kontrolle zu bekommen. Dabei fixierte er die rechte Hand seines Chefs, ging sehr nahe heran und legte vorsichtig beide Hände um den Schädel. Er konnte nur hoffen, stabiles Material zu berühren. Wenn die hellen Knochen unter dem leichten Druck zerbrachen, war alles aus.

Es ging glatt.

Sir James rührte sich nicht. Nur den Kopf hatte er etwas schief gelegt und peilte seine rechte Hand an. So brauchte er nicht über die Brille hinweg zu schielen.

Der Totenkopf hielt!

Suko fragte sich, wie Mr. Todd das Zeug hineinbekommen hatte.

Wahrscheinlich durch das Mundloch und nicht durch die Augenhöhlen.

Der Inspektor riß sich ungemein zusammen. Bisher hatte er nur von diesem chemischen Sprengstoff gehört und auch über seine Gefährlichkeit gelesen. Jetzt aber mußte er selbst damit umgehen. Dazu benötigte er seine gesamte innere Kraft.

Er hob ihn an.

Unendlich langsam und vorsichtig. In seinem Gesicht rührte sich nichts. Die Wangen waren unter der ihn beherrschenden Spannung glattgezogen.

»Gut«, flüsterte Sir James.

Suko streckte die Arme etwas aus, ließ sie aber leicht angewinkelt.

Noch bewegte er sich nicht. Nur sehr langsam drehte er sich nach links und schaute auf sein Ziel.

Durch das offene Fenster drang die kühle Nachtluft. Auch Sprühregen wirbelte in den Raum. Er näßte den Rand eines Teppichs. Auf die Bodenbeläge mußte der Chinese besonders achten. Sie besaßen einfach zu viele Ränder, über die er stolpern konnte.

Vor dem ersten Schritt stieg seine Spannung noch einmal an. Sie löste sich etwas, als er zwei Yards zurückgelegt hatte und nichts geschehen war. Was hinter ihm passierte, interessierte ihn nicht mehr.

Er schaute starr auf das Fenster.

Konnte er es erreichen, ohne daß Sir James und er in die Luft flogen?

Auch Suko war nur ein Mensch. Zwar äußerst durchtrainiert, aber eben auch mit allen Fehlern und Schwächen behaftet, die einen Menschen ausmachen.

Wo es darauf ankam, fiel es ihm schwer, die Arme so ausgestreckt zu halten, wie es sein mußte. Er hatte das Gefühl, einen Krampf zu bekommen, sehnte sich nach einer Pause, und die Distanz zum Fenster kam ihm noch immer lang vor.

Er schritt über den Teppich, als würde er auf rohen Eiern laufen.

Unter seinen Füßen rollte und bewegte es sich, sein Herzschlag hörte sich lauter an als sonst.

Schweiß bildete ein Muster aus zahlreichen kleinen Tropfen auf seiner Stirn.

Er atmete durch den Mund. Manchmal pfeifend, dann wiederum etwas stöhnend.

Noch zwei Schritte, noch einer…

Das Ende des Teppichs. Zwischen seinem Rand und der Wand schimmerte der Parkettboden so blank wie ein Spiegel. Suko setzte einen Fuß darauf, zog das andere Bein nach und sah dicht vor sich die Fensterbank. Er hob den Schädel über die innere Bank hinweg und stellte ihn außen ab.

Geschafft!

Suko trat zurück. Seine Arme sanken nach unten. Er mußte sie ausschütteln. Selbst Sir James hörte ihn atmen und konnte sich ein Lob nicht verkneifen.

»Das war hervorragend, Suko!«

Der Inspektor befand sich wieder auf dem Weg zu seinem Chef.

»Jetzt spüre ich das Gewicht des zweiten Schädels doppelt«, sagte der Superintendent. Er räusperte sich. »Ich werde sie als Nitroträger vorschlagen.«

»Danke, Sir, aber darauf kann ich verzichten.«

»Wie Sie meinen.«

Suko blieb vor dem Sessel stehen. Abermals peilte er den gelbweißen Schädel an, bevor er seine Hände darum legte. Die Handflächen hatte er zuvor abgetrocknet. Er wollte auf keinen Fall, daß der Totenkopf durchrutschte.

Wie beim erstenmal, so klappte es auch jetzt. Sir James zuckte einmal kurz mit den Augen, als Suko den Totenkopf anhob und den Superintendenten von dem Gewicht befreite.

»Sie können jetzt schon gehen, Sir. Dann haben Sie es hinter sich.«

»Nein, Suko. Mitgefangen, mitgehangen. Ich lasse Sie nicht im Stich. Ich muß erfahren, ob dieser Todd geblufft hat oder nicht.«

»Mir wäre das egal.«

Suko drehte sich wieder herum. Diesmal fühlte er sich gelöster. Er kannte den Weg jetzt, aber er machte nicht den Fehler, schneller zu gehen. Ebenso langsam schritt er voran, den Schädel mit beiden Händen haltend, die Arme ausgestreckt.

Der Teppich dämpfte die Schritte, kein Stolpern über eine Kante, Suko erreichte sein Ziel und stellte den zweiten Totenkopf außen auf die Bank neben den ersten.

Das war erledigt!

Er drehte sich um. Sir James war neben dem Sessel stehengeblieben. »Wollen Sie die Totenköpfe wegtragen?«

»Ja, ich kletterte nach draußen.« Suko bewegte sich auf ein anderes Fenster zu, fuhr die Vorhänge zur Seite und öffnete auch hier den

rechten Flügel.

Für ihn war es eine Kleinigkeit, aus dem Fenster zu klettern. Er sprang an der anderen Seite auf den weichen Boden, der mit einem Teppich aus Gras bedeckt war.

Nach vier Schritten stand er vor dem Fenster, auf dessen Außenbank die Schädel ihren Platz gefunden hatten. Sir James hatte es an seinem Platz nicht ausgehalten. Er stand im Raum und schaute auf die beiden Knochenköpfe.

»Viel Glück«, sagte er leise.

»Danke, Sir, das kann ich gebrauchen. Jetzt wird es noch schwieriger. Der Boden ist nicht besonders eben.«

»Ja, Sie dürfen nicht stolpern.«

Suko hatte den ersten Schädel umfaßt. Der Sprüh lag auf der Außenfläche und hatte die Knochen glatt gemacht.

Für den Inspektor wurde es ein Gang durch alle Höllen. Sir James blieb am Fenster zurück. Er sah seinen Mitarbeiter in der Dunkelheit verschwinden. Der Fluß war nur mehr zu ahnen. Regen deckte alles zu wie eine nie abreißende, vom Himmel fallende Decke.

Dann sah Sir James den Blitz!

Er stand für einen Moment über dem Boden, besaß eine rotgelbe Farbe, die plötzlich zusammensackte und den Knall der Detonation entließ. Peitschend hallte er durch die Luft, und Sir James zuckte unwillkürlich zurück. Von Suko hatte er nichts gesehen. Er konnte nur hoffen, daß ihm nichts passiert war.

Sekunden später sah er ihn. Der Inspektor lief mit raschen Schritten dem Fenster entgegen.

»Es war leicht«, sagte er.

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

Suko faßte nach dem nächsten Schädel. Er wiederholte das gleiche Spiel, beobachtet von seinem Chef, der abermals den farbigen Blitz sah, den Krach hörte und darauf wartete, daß Suko zurückkehrte.

Diesmal kam der Inspektor noch schneller. Er kletterte durch das Fenster, als die Tür aufgerissen wurde. Ein Butler stand auf der Schwelle, hochrot im Gesicht.

»Sir James, haben Sie…?«

»Ja, ich habe die Detonationen gehört. Und?«

Der Butler konnte nichts sagen. Ungläubig schaute er auf Suko, der durch das Fenster in den Raum kletterte.

»Sie kennen sich ja«, sagte Sir James. »Inspektor Suko ist übrigens ein hervorragender Mann und hat soeben einige Leben gerettet, wenn Sie verstehen, Charles.«

»Selbstverständlich, Sir, ich verstehe.« Er verstand nichts, das spielte auch keine Rolle. »Kann ich trotzdem noch etwas für Sie tun, Sir, wenn es recht ist?«

»Ja, sehr gern. Sie können mir einen Whisky bringen!«
»Sehr wohl, Sir. Und Ihrem Gast?«
»Nichts«, sagte Suko. »Oder ein Glas Wasser.«
»Sehr wohl, die Herren.«
Der Butler verschwand, und Suko starrte seinen Chef ungläubig an. »Was haben Sie?«
»Habe ich recht gehört? Bestellten Sie tatsächlich einen Whisky, Sir?«
»Ja, wieso?«
»Ich… ich dachte …«
»Es gibt gewisse Situationen, Suko, wo man einfach über den eigenen Schatten springen muß. Und das ist heute der Fall. Sie verstehen das doch, oder?«
»Beinahe, Sir, beinahe…«

***

Bill sah die Bewegung und auch den verdammten Fuß, doch er schaffte es nicht mehr, rechtzeitig genug auszuweichen.
Die Sohle traf ihn hart. Trotzdem konnte Bill noch von Glück sagen, daß er nicht im Gesicht erwischt worden war. Am Hals und an der Schulter bekam er den schmetternden Schlag mit. Die Wucht dieses Stoßes schleuderte ihn zwischen die Tannen.
Mr. Todd hatte durch diese Attacke sein erstes Ziel erreicht. Der Dolch lag griffbereit.
Mit einem Hechtsprung warf er sich näher, bekam den Griff zu packen und riß die gefährliche Waffe aus dem Karton.
Für ihn war der Kampf bereits entschieden, er fühlte sich bereits als der große Sieger.
Nicht für Bill, der um keinen Preis in der Welt sterben wollte und sich herumgewälzt hatte. Er brauchte freie Bahn, um Todd entwischen zu können. Das war zwischen den Tannen schlecht möglich.
Auf allen vieren kroch der Reporter unter den tiefen Zweigen hervor, während Todd schon angriff. Er führte die Waffe wie eine Sense und schlug damit in die Zweige.
Das Blatt der Klinge war so scharf, daß einige von ihnen kurzerhand geteilt wurden.
Bill war schnell genug gekrochen und konnte entwischen. Vor ihm lag der freiere Teil des Gartens, wo er auch mehr Bewegungsfreiheit bekam.
Todd gab nicht auf. Als er kam, stand Bill bereits auf den Füßen.
Todd schob sich um die Bäume herum. Er hatte seinen Hut nicht verloren. Wie festgeleimt klebte er auf seinem Schädel. Unter dem Rand sah Bill in die Augen des Mannes. Selbst bei diesen Lichtverhältnissen konnte er den kalten, grausamen Blick erkennen und auch den verzogenen Mund und die zuckenden Winkel.

»Du entwischst mir nicht mehr!« keuchte er. »Du nicht. Du wirst der erste sein – vielleicht!«

Bill wischte seine Augen frei. »Verdammt, was habe ich dir getan? Was ist los? Weshalb willst du mich killen? Wir kennen uns überhaupt nicht! Also…«

»Das ist ganz einfach. Du bist ein Freund von Sinclair, diesem Hundesohn.«

»Was hat er mit dir zu tun?«

»Er hat meine Freunde getötet, also töte ich die seinen. So einfach ist das.«

»Ja, so einfach.« Bill lachte auf. »Wer ist denn schon alles gestorben?«

»Ich weiß es noch nicht. Aber diesen alten Mann habe ich ebenfalls unter Kontrolle.«

»Sir James etwa?«

»Ja.«

»Was hast du mit ihm gemacht?«

»Er wird leiden. Er wird verrückt werden in seinem Club. Er kann sich nicht bewegen, und wenn er es trotzdem versucht, wird er in die Luft geblasen.«

Bill schluckte. Das war harter »Tobak«. Er glaubte auch nicht daran, daß Todd bluffte. Der war einzig und allein von seinem Haß beseelt. Er mußte sich einfach rächen.

»Bei Glenda Perkins hast du es nicht geschafft«, sagte Bill ihm knallhart ins Gesicht.

»Das hole ich nach.«

»Wann?«

»Wenn du vor meinen Füßen liegst und verblutest.«

»Noch ist es nicht soweit.« Bill hatte sich bei dem Gespräch bewegt. Er blieb nie an einer Stelle stehen und schlug einen Halbbogen, immer darauf bedacht, Distanz zwischen Todd und sich selbst zu schaffen. Zu nahe durfte er den anderen nicht herankommen lassen, das hätte für ihn sonst tödlich enden können.

Als negativ empfand er auch den rutschigen Untergrund. Er bekam einfach keinen festen Stand. Wenn er schnell reagieren wollte, rutschte er zu leicht ab.

Aber Todd hatte mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und darauf baute der Reporter.

Noch blieb er in respektabler Entfernung. Todd starrte ihn an, suchte nach einer Lücke und verkürzte die Entfernung zwischen ihnen. Dabei bewegte er die sichelförmige Waffe hastig von links nach rechts, schlug Finten, denen Bill durch Pendelbewegungen seines Körpers auswich.

Beide hörten die helle Frauenstimme durch den Garten schrillen.

»Bill, Bill! Bist du okay? Wo steckst du?«

Sheila hatte gerufen.
Nicht nur Bill blieb stehen, auch Mr. Todd verhielt seinen Schritt und lauschte in Richtung Haus.
»Deine Frau, nicht?«
»Ja!«
Todd lachte. »Auch sie nehme ich mir vor. Dein Sohn folgt als krönender Abschluß!«
Bills Gesichtszüge verhärteten sich noch mehr. Er konnte viel vertragen, wenn es gegen ihn persönlich ging. Sobald jemand seine Familie mit ins Spiel brachte, drehte er durch. Da wurde er zum Tier, wie Bill selbst sagte.
»Laß sie nur in Ruhe!«
Todd lachte kalt. »Angst?«
Wieder rief Sheila. »Bill, gib Antwort! Hast du es geschafft? Was war in dem Paket?«
»Ich bin okay!« schrie er zurück. »Bleib du bitte am Haus! Keinen Schritt in den Garten.«
»Warum nicht? Ich…«
Bill hörte nicht mehr, was seine Frau ihm sagte, denn Todd griff plötzlich an. Er hatte die Gelegenheit als günstig angesehen, glaubte, Bill abgelenkt zu sehen, und wollte ihm mit einem Schnitt sein Messer durch die Kehle ziehen.
Der Reporter sich zurück und rammte sein rechtes Bein vor. Beide Männer prallten zusammen, kippten zu Boden, der Dolch wühlte sich in das weiche Erdreich, und Bill hechtete auf Todd zu, bevor dieser die Waffe wieder hochreißen konnte.
Sie umklammerten sich.
Todd verlor seinen Hut. Er hatte sehr gedrungen gewirkt, doch jetzt zeigte er, wie beweglich er tatsächlich war.
Bill wollte ihn greifen, er faßte stets ins Leere. Todd rollte unter ihm hinweg, er war glatt wie ein Aal, einfach nicht zu fassen und schnellte wieder hoch – mit der Waffe.
Bill kniete noch, wollte dem anderen entgegenspringen, als er mit dem rechten Fuß abrutschte. Zudem stand er an einer Stelle, wo der Untergrund eine leichte Schräge bildete und es schwer war, Halt zu finden.
Todd sah seine Chance gekommen.
Er wuchtete sich vor. Bill hatte den Kopf in den Nacken gerissen, mit der linken Hand stützte er sich ab. Über ihm schwebte drohend die Klinge wie ein tödlicher Halbmond.
Dann raste er nach unten. Schräg angesetzt, auf den Kopf des Reporters gezielt, der sich einfach fallen ließ, mit dem Rücken aufschlug und den stählernen Halbmond über sich hinweghuschen sah.

Wieder nicht getroffen!
Bill wälzte sich einige Male um die eigene Achse, gelangte an den Rand des Rasens, wo er und Sheila die Gartenerde mit Torf bedeckt hatten.
Das Zeug war feucht und klumpig geworden.
Und Todd kam.
Bill packte mit der rechten Hand in den Torf. Er bekam die Klumpen zwischen die Finger und schleuderte das Zeug dem angreifenden Messerkiller entgegen.
Die Ladung traf den Chinesen am Hals, auch am Kinn und oberhalb davon im Gesicht, wo sich seine Augen befanden.
Er fluchte wie ein Berserker, weil ihm für Sekunden die Sehkraft genommen worden war.
Das gab Bill Conolly wiederum Gelegenheit, auf die Beine zu kommen.
Diesmal rutschte er nicht aus. Er schleuderte seinen Oberkörper hoch. Todd war damit beschäftigt, sein Gesicht und vor allen Dingen die Umgebung der Augen zu säubern.
Bill nutzte die Chance.
Sein Fußtritt schleuderte Todd weit zurück. Wie ein dicker, fetter Käfer fiel er auf den Rasen. Den krummen Dolch hielt er noch fest, und Bill setzte nach.
Er sprang hoch – und nach vorn. Mit beiden Beinen wollte er Todd am Boden festnageln, aber wiederum war der Chinese zu wendig.
Er rollte sich herum, schaffte die nötige Distanz, so daß Bill Conolly mit beiden Hacken in den Rasen rammte.
Dann stand Todd wieder. Noch in der Bewegung drehte er seinen rechten Arm und mit ihm den Dolch.
Die Klinge war gut gezielt. Diesmal erwischte sie Bill, obwohl dieser noch zurücksprang.
Die Außenseite schlitzte die Kleidung des Reporters auf. Nicht nur sie, er spürte auch einen beißenden Schmerz an Hüfte und Bauch, wo die Klinge einen Schnitt hinterlassen hatte.
Der Schock lähmte Bill. Er stand da und wußte nicht, wie er noch reagieren sollte.
Todds großer Augenblick war gekommen. »Dich mache ich jetzt fertig, dann werde ich…«
Da fiel ein Schuß!

***

Plötzlich zuckte Todd zusammen, als hätte er einen Peitschenschlag erhalten. Seine Augen weiteten sich, vergessen war die Waffe und zum Glück auch Bill. Der Chinese war mit sich selbst beschäftigt. Er konnte nicht fassen, daß er erwischt worden war, und zwar zwischen Hals

und Schulter.

Die Kugel war nicht steckengeblieben, aber auch als Streifschuß hatte sie gereicht.

Geschossen hatte Sheila!

Bill drehte den Kopf. »Sheila, mein Gott!« keuchte er. »Sheila, du bist es…«

»Ich konnte nicht anders, Bill. Ich mußte einfach kommen. Es war mir nicht geheuer.«

Bill hatte die Antwort vernommen und dabei schon wieder seinen Blick auf Todd gerichtet. Der hatte sich fangen können, sein Gesicht war naß vom Regen, der Mund verzerrt und wirkte selbst wie ein Halbmond, weil die Lippen so stark zurückgezogen waren.

Dann warf er sich herum.

Weder Sheila noch Bill hatten mit dieser Reaktion gerechnet. Sie sahen ihn noch als Schatten an einer Lampe vorbeihuschen, danach hetzte er mit gewaltigen Sprüngen davon, nur darauf bedacht, so rasch wie möglich den Ausgang zu erreichen.

Es hatte keinen Sinn, ihn zu verfolgen, zudem war Bill angeschlagen, was Sheila erst sah, als sie neben ihm stand. »Himmel, du bist ja verletzt!«

»Etwas.«

»Von wegen – etwas. Komm jetzt!«

»Nein.«

Sheila wurde energisch. Sie faßte ihren Mann unter und schleifte ihn kurzerhand in Richtung Haus. Der Reporter hatte eine Hand auf seine Wunde gepreßt. Sie blutete ziemlich stark. Die dunkle Flüssigkeit vermischte sich mit dem Regenwasser, das in der Kleidung des Reporters hing. Er konnte seine Sachen auswringen.

Er warf noch einen Blick zurück in den Garten. Von Todd, dem Totmacher, war nichts mehr zu sehen. Der hatte längst das Weite gesucht.

Im Haus erst spürte Bill die Schmerzen. Jetzt ließ die Anspannung nach. Sheila führte ihn ins Bad, wo Bill sich auf einen Stuhl setzte und sich von der Kleidung befreien ließ.

Die Wunde war glücklicherweise nicht sehr tief, nur blutete sie stark, weil das Messer in das Fleisch gedrungen war. Sheila verstand genug von Erster Hilfe, um ihren Mann verarzten zu können. Sie tat es geschickt und mit flinken Fingern.

»Ich muß John anrufen!« sagte Bill.

»Erst einmal bleibst du sitzen.«

»Nein, ich muß ihm sagen, daß es der Chinese nicht geschafft hat. Ich muß es ihm sagen.«

»Okay, ich hole dir das Telefon.«

Die Conollys besaßen einen der neuen, tragbaren Apparate, die sie

überall mit hinnehmen konnten. Das Gerät besaß einen Speicher. Er konnte 200 Nummern aufnehmen.
»Danke«, sagte der Reporter und wählte…

***

Glenda Perkins und ich saßen wie auf heißen Kohlen. Wenn ich alles konnte und über mich ergehen ließ, warten jedoch war nicht gerade meine Stärke. Das machte mich nervös und verrückt.
Es hatte schon des öfteren Fälle gegeben, wo wir mehr außen vor standen, hier aber kam ich mir eingeschlossen vor, umzingelt von Feinden, die irgendwann zuschlagen konnten.
Auch Glenda paßte die Warterei nicht. Sie lief unruhig im Raum auf und ab. Hin und wieder trat sie ans Fenster und schaute hinaus auf die Straße.
»Nichts, nichts, nichts!« Mehr konnte sie einfach nicht melden. »Es ist, als hätte Todd nur geblufft.«
Ich schüttelte den Kopf. »Da brauchst du keine Sorge zu haben, Mädchen. Todd blufft nicht.«
»Das weißt du genau?«
»Und wie.«
»Aber wann kommt er?«
»Wenn er es für richtig hält.«
Glenda nahm wieder Platz. Sie hob die Arme und ließ sie wieder fallen. Ihre Handflächen landeten dabei auf den Knien. »Ich verstehe das alles nicht. Er kann doch nicht gefährlicher sein als der Schwarze Tod oder van Akkeren und andere.«
»Das ist er sicherlich nicht«, gab ich ihr recht.
»Und trotzdem bereitete er uns diese Schwierigkeiten.«
»Ja.«
»Weshalb, John?« Sie schaute mich starr an.
»Ganz einfach. Er ist ungemein raffiniert, und er beherrscht die Gesetze alter, chinesischer Magien. Zum Beispiel gehört er zu den Totsprechern. Als ich meinen ersten großen Fall löste und gegen den Hexer kämpfte, habe ich in dem Medium Lara eine Totsprecherin erlebt. Sie konnte diese Kunst auch ins Gegenteil umkehren, das heißt, es gelang ihr, die Toten aus den Gräbern zu holen, wenn sie bestimmte Worte redete.«
»Tatsächlich?«
»Ja, so war es.«
»Und Todd kann das auch?«
Ich nickte ihr zu. »So ist es leider. Er hat in einem alten Stollen sechs aufgehängte Henker gefunden, sie mit einer speziellen Salbe eingerieben, deren Rezept er von den alten Chinesen durch eine Überlieferung erfahren hatte, und sie wieder lebendig gesprochen.«

»Dann waren sie Zombies.« Glenda mußte niesen.

»Gesundheit«, sagte ich. »Du hast recht. Seine Freunde waren Zombies. Und die einmal eingetrocknete Salbe gab ihnen einen hervorragenden Schutz, der sogar meinen geweihten Silberkugeln widerstand, nicht aber Sukos Dämonenpeitsche.«

»Damit hast du sie geschafft«, flüsterte Glenda. »Und deshalb haßt er dich so.«

»Genau!« Ich lehnte mich zurück und schaute das Telefon an, das sich noch immer nicht gemeldet hatte. »Er haßt mich deswegen, und er will, weil ich seine Diener getötet habe, sich an meinen Freunden rächen, wozu er dich auch zählt.«

»Ob sie alle überlebt haben?« fragte Glenda.

»Das hoffe ich.«

»Und wenn wir nachschauen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, auf keinen Fall. Wir dürfen deine Wohnung nicht verlassen.«

»Du hast recht.« Glenda stand wieder auf und trat abermals an das Fenster. »Der Regen hat nachgelassen«, sagte sie. »Es ist nur noch feiner Sprüh, der aus den Wolken rinnt.« Dann wechselte sie das Thema. »Wieso habe ich ihn im Bad gesehen? Seine Gestalt, sein Gesicht…«

»Er beherrscht eine alte Magie. Er kann in deine Gedanken hineingelangen und dich manipulieren.«

»Das hat er noch nicht versucht. In letzter Zeit, meine ich.«

»Hoffentlich bleibt es auch so.« Ich traute dem Totmacher einfach alles zu. Er war ein grausames Wesen, ein Mensch zwar, aber schlimmer als mancher Dämon, weil er eben auch so ungemein rücksichtslos vorging und andere Leben nicht zählten.

Aus der Tasche holte ich meine Zigarettenpackung. Zwei Stäbchen lagen noch darin.

Ich zündete den Glimmstengel an und blies den Rauch nachdenklich gegen das Telefon. Als wäre dies ein Zeichen gewesen, so meldete sich der Apparat plötzlich.

Das Klingeln war so laut, daß wir uns beide erschreckten. »Wer ist es?« fragte Glenda, die herumgefahren war.

»Das werden wir gleich wissen.«

»Gratuliere, daß du noch lebst, John!« hörte ich die Stimme meines Freundes Suko.

»Ja, ein wenig.«

»Und ich auch.« Er berichtete mir in knappen Sätzen, was er hinter sich hatte.

Ich wurde bleich. Glenda stand mit vorgebeugtem Oberkörper neben mir und hörte mit.

Auch sie konnte nicht fassen, was Suko hinter sich hatte und

schüttelte den Kopf.
»Wie geht es Sir James?« fragte ich. »Es war ja nicht gerade erbauend, mit Nitroglyzerin gefüllte Totenschädel zu halten.«
»Er hat sogar einen Whisky getrunken.«
»Dann hat es ihn aber erwischt.«
»Klar. Und was macht ihr?«
»Wir warten auf Todd.«
»Soll ich nicht kommen?«
Ich überlegte. »Das wäre im Prinzip nicht schlecht, aber tu mir einen Gefallen und laß dich nicht blicken. Bleibe in der Nähe und beobachte das Haus. Außerdem laß die Finger vom Rover. Er ist elektrisch geladen, steht unter Strom.«
»Ich habe verstanden, John.« Suko räusperte sich. »Alles Gute für Glenda und dich.«
»Danke.«
Glenda trat zurück. »Du hast recht, John. Dieser Chinese ist ein wahrer Teufel. Wie kann ein Mensch nur so etwas tun?«
»Indem er alle moralischen Schranken öffnet, sollten sie ihn je behindert haben. Er will nur an sein Ziel gelangen. Todd wollte der King von Chinatown in Frisco werden, das habe ich ihm verbockt. Aus diesem Grunde legt er alles, was er hat, in die Waagschale, um uns zu vernichten.«
Wieder läutete das Telefon. Diesmal rief mein Freund Bill Conolly an. »Gratuliere mir«, sagte er keuchend.
»Wozu?«
»Daß ich noch lebe.«
»Was ist passiert?«
Auch Bill gab mir einen detaillierten Bericht, und ich spürte die kalte Haut auf meinem Rücken. »Ja, ich kenne den Dolch. Suko ist auch erwischt worden. Todd ist in der Handhabung der Waffe ein wahrer Künstler.«
»Und er ist verschwunden.«
»Dann kommt er zu uns.«
»Du bist sicher?«
»Ja, ich bin der letzte auf seiner Liste.«
»Soll ich…?«
Ich wußte, was Bill sagen wollte, und unterbrach ihn mitten im Wort.
»Nein, du sollst nicht. Alter. Du bleibst bei deiner Sheila. Schließlich wollen wir morgen zusammen Weihnachten feiern.«
»Hoffentlich kommt es auch dazu!«
»Pessimist. Bis später dann.« Ich legte auf und räusperte mir die Kehle frei.
Glenda lächelte. »Beinahe kommst du mir so vor, als würdest du dich darauf freuen, daß Todd kommt.«

»So ist es auch.« Ich stand auf. »Irgendwann muß es mal zu einem Ende kommen.«

»Vielleicht hast du recht.«

Diesmal ging ich zum Fenster und schaute auf die regennasse Straße. Aus dem Haus gegenüber lehnte sich eine Frau aus dem Fenster, schaute nach, ob es noch regnete und zog sich rasch wieder zurück.

Ein Wagen rollte vorbei. Zwei Fußgänger hasteten durch den dünnen Sprühregen.

Es war alles normal. Nichts deutete darauf hin, daß in der Nähe ein gefährlicher Mörder lauerte, falls er überhaupt schon das Haus unter Beobachtung hielt.

Ich wollte Glenda etwas fragen, drehte mich um, aber sie war, ohne daß ich es gehört hatte, aus dem Zimmer gegangen.

»Glenda!« rief ich.

Keine Antwort.

Etwas strich kalt über meinen Rücken. Ich hatte zwar keinen Beweis, aber irgendwie das Gefühl, daß einiges anders geworden war.

Von der Umgebung hatte sich nichts verändert, nur herrschte plötzlich eine Atmosphäre, die mir gar nicht gefiel.

Ich verließ das Wohnzimmer, ging in den Flur, schaute auf die Wohnungstür – und erschrak.

Die Tür stand offen!

***

Nicht sehr weit, nur spaltbreit, auch kaum zu sehen, doch durch die Öffnung drang die Kühle des Treppenhauses.

War die Tür von allein aufgesprungen? Daran konnte ich nicht glauben. Irgend jemand mußte daran gedreht habe. Daß Todd eine Tür dank seiner ungewöhnlichen Kräfte auch ohne Schlüssel öffnen konnte, das traute ich ihm ohne weiteres zu. Wenn dies also geschehen war, mußte sich der Totmacher in der Wohnung befinden.

Und was war mit Glenda?

Sie hatte mir auf meinen Ruf hin keine Antwort gegeben, obwohl sie mich hätte hören müssen.

Etwas stimmte nicht.

Ich drückte die Tür wieder zu, nicht ohne zuvor einen Blick in den Hausflur geworfen zu haben, wo ich aber nichts Verdächtiges hatte erkennen können.

Waren wir noch allein?

Wieder rief ich Glendas Namen, und diesmal bekam ich eine Antwort. Allerdings nicht aus dem Wohnraum. Glenda mußte sich in ihrer Küche befinden.

Ich ging hin. Als ich die Tür aufstieß, schaute ich auf ihren Rücken.

Glenda hatte die Hände auf eine Tischplatte gestützt und sah durch

ein nahes Fenster.
»Weshalb hast du keine Antwort gegeben, als ich dich rief.«
»Das habe ich doch.«
»Nein, vorher.«
Sie drehte sich um und sah mich an. »Das habe ich nicht gehört, John.«
Ich glaubte ihr nicht. »Tatsächlich?«
»Ja, ja…«
Glenda Perkins gefiel mir überhaupt nicht. Sie sah zwar aus wie immer, kam mir aber trotzdem verändert vor. Blasser als sonst.
Möglicherweise lag es auch am Licht der hellen Lampe, die wie ein halbrunder Pilz von der Decke hing.
»Die Wohnungstür stand offen«, sagte ich. »Hast du sie aufgezogen?«
Glenda schaute mich an, zögerte mit der Antwort, dann nickte sie heftig. Zu heftig eigentlich. »Ja, ja, ich habe sie geöffnet.«
»Und weshalb?«
»Ich wollte sehen, ob er sich im Hausflur aufhält.«
»Das war gefährlich, Mädchen.«
Sie hob die Schultern. »Ich weiß es, aber ich konnte nicht anders handeln.«
»Du hast nicht zufällig jemand in die Wohnung gelassen?«
Aus großen Augen staunte mich Glenda an. »Nein, wie kommst du denn darauf?«
»Nur so.« Ich glaubte ihr nicht. Glenda benahm sich einfach zu ungewöhnlich. Sie gab mir Erklärungen, die ich innerlich nicht akzeptieren konnte. In den letzten Minuten hatte sich etwas verändert. Sie war aus dem Zimmer gegangen, ohne mir Bescheid zu geben, und so etwas ließ tief blicken.
Auch sie merkte, daß ich nicht völlig zufrieden war. »Hast du etwas, John?«
»Ich denke nach.«
»Worüber?«
»Ich denke darüber nach, ob du mich nicht belogen hast, Mädchen?«
»Weshalb sollte ich das tun?«
»Schon einmal hast du unter Kontrolle einer bestimmten Person gestanden. Todd wird nicht aufgeben. Wenn er etwas erreichen will, dann nur über dich.«
»John, das ist doch Unsinn.«
»Nein, Glenda, daran glaube ich nicht. Was ist wirklich geschehen?« Ich ging auf sie zu. »Befindet sich Todd in unserer Nähe? Ist er vielleicht schon hier?«
»Ich weiß nicht, was du willst, John. Ich habe mit Todd nichts im Sinn.«
Ich faßte sie an. Glenda wollte den Kopf zur Seite drehen. Meine

Hand, die auf ihrer Wange lag, hielt sie davon ab. »Nein, jetzt wirst du mich ansehen und mir auch zuhören, Glenda. Ich möchte von dir wissen, was tatsächlich passiert ist.«

»Nichts!« rief sie.

»Du hast die Tür geöffnet!«

»Ja!«

»Für wen?«

Diesmal erfolgte die Antwort nicht so spontan. Ich sah es Glenda an, daß sie verzweifelt nach einer Ausrede suchte. Mein Blick konzentrierte sich dabei besonders auf ihre Augen, deren Pupillen nicht mehr so klar blickten. Sie hatten einen Schleier bekommen, der Blick war anders, in sich gekehrt, als würde Glenda über eine bestimmte Sache nachdenken, sich jedoch nicht trauen, mir das Ergebnis zu sagen.

»Ist er gekommen?«

»Ich weiß nicht, John, ich weiß es nicht. Es war plötzlich alles so anders, verstehst du? Auf einmal mußte ich das Zimmer verlassen, ich mußte es einfach. Ich konnte nicht bleiben. Da war etwas in meinem Kopf. Es hat mir den Befehl gegeben.«

»Wie vor einigen Stunden?«

»Ja, genauso.«

»Also hast du ihn eingelassen?«

Glenda lächelte schief. »Das kann ich dir nicht sagen. Ich öffnete die Tür.« Plötzlich lachte sie, was mir überhaupt nicht gefiel. Ihr Gesichtsausdruck bekam etwas Lauerndes, und ich wußte genau, daß Todd in Glenda einen Helfer gefunden hatte.

»Wo befindet er sich? In welchem Zimmer?«

»Such ihn!« zischte sie.

Ich ließ Glenda los. »Das werde ich auch, Glenda. Ich werde ihn suchen und finden.« Auf der Stelle machte ich kehrt und verließ die Küche. Im Flur befand er sich nicht. Ich entdeckte auch keine Spuren, die er bei seinem Eintritt hinterlassen haben könnte.

Mein Blick fiel in das Schlafzimmer, es war leer. Das Bad auch, blieb der Wohnraum.

Dort saß er!

Er hatte den Platz neben dem Telefon eingenommen, auf dem auch ich gesessen hatte. Von dort konnte er die Tür am besten im Auge behalten, die durch meinen Fußtritt aufgestoßen worden war.

Er nickte mir zu und sagte: »Willkommen zur letzten Abrechnung, Geisterjäger…«

***

Die Worte mochten ein wenig spöttisch geklungen haben, ich hörte sehr wohl die Ernsthaftigkeit aus ihnen hervor.

Todd war waffenlos. Wenigstens trug er sichtbar keine Waffe, die mir hätte gefährlich werden können. Seine Haltung wirkte auf mich etwas verkrampft, und ich entdeckte auch den dunklen Fleck an seiner linken Schulter und am Hals. Dort hatte es ihn erwischt, eine Verletzung.

Ihm war mein Blick nicht entgangen, und er nickte mir zu. »Ja, Sinclair, man hat mich erwischt.«

»Womit?«

»Es war eine Kugel. Abgefeuert durch die Hand einer Frau, die auch du kennst. Sheila Conolly.«

»Sieh an.« Ich lächelte kalt.

»Ich gebe zu, daß mein Plan Lücken bekommen hat. Es ist nicht alles so gelaufen, wie ich es mir vorgestellt habe, aber das macht mir überhaupt nichts. Wichtig bist du allein. Dich werde ich vernichten, danach kümmere ich mich noch einmal um deine Freunde.«

»Es wird schwer sein, mich zu töten.«

»Das glaube ich nicht.«

»Du kannst dich auf deine Helfer nicht mehr verlassen, mein Lieber. Überhaupt nicht. Die Peitsche hat ihren Leben ein Ende gesetzt. Wir waren einfach zu stark.«

»Ja, ja!« Er nickte mir zu. »Ich habe es alles mitbekommen und meine Rache vorbereitet.«

Ich zog die Beretta. Nicht einmal sehr schnell, eher gelassen und langsam.

Der Mann im Sessel reagierte nicht. Er schaute nur zu. Um seinen Mund huschte ein Lächeln. »Jetzt fühlst du dich stark, wie?«

»Nicht ganz, aber besser. Wie ich sehe, hast du vergessen, dich mit der Salbe einzureiben. Eine Kugel kann dich verletzen und auch töten. Du hast verloren.«

Er hob seinen gesunden Arm an. »Nicht ganz, meine ich.«

»Wo stecken deine Trümpfe, Mr. Todd?«

Er ging darauf nicht ein. Mit einer Hand fuhr er über seinen kahlen Schädel. Seinen Hut, das Markenzeichen, hatte er nicht mit.

Möglicherweise hatte er ihn verloren.

»Wo stecken sie?«

»Sie sind nicht sichtbar.«

Ich ging einen Schritt tiefer in das Zimmer hinein. »Eine Ausrede, mehr nicht.«

»Meinst du wirklich?«

»Ja.«

»Was hast du jetzt vor?« fragte er mich. »Willst du mich mitnehmen? Dich in deinen Wagen setzen…« Er lachte.

»Zu den Selbstmördern gehöre ich nicht, aber im Prinzip muß ich dir rechtgeben. Es wäre eine gute Möglichkeit, dich hinter Gittern zu

bringen. Die Zellen beim Yard sind nicht ohne.«

»Man kann mich nicht festhalten«, sagte er. »Ich würde überall entwischen. Hörst du? Überall.«

»Das kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls hast du mit dieser Aktion genau das Falsche getan.«

»Nein!«

»Wieso nicht?«

Er strich mit einer Hand über die Sessellehne, als wollte er das Möbelstück streicheln. »Man spricht nicht umsonst vom schwachen Geschlecht. Du weißt, daß ich damit die Frauen meine.«

»Das ist bekannt, aber das sogenannte schwache Geschlecht hat sich oft als verflixt stark erwiesen.«

»Das mag ja sein«, erwiderte er grinsend, »aber nicht in meinem speziellen Fall.«

Die Sicherheit des Totmachers irritierte mich. Wer so reagierte, der mußte noch einen Trumpf in der Hinterhand haben. Ich dachte darüber nach, was oder wen er mit seiner allgemeinen Bemerkung gemeint haben könnte.

Da gab es eigentlich nur eine Lösung.

Glenda Perkins!

Er merkte, daß ich ihm auf die Spur gekommen war. »Na, Geisterjäger, fällt der Penny?«

»Allmählich.«

»Wie schön. Dann wird es Zeit für dich, daß du dich einmal umdrehst. Dann siehst du mit eigenen Augen, was ich gemeint habe. Wie gesagt, ich komme nie ohne Trumpf.«

Ich hätte mich auf der Stelle drehen können. Das tat ich aus Sicherheitsgründen nicht, ging einen Schritt zurück und drehte mich in einem Winkel von nur 90 Grad, so daß ich auch auf die Tür schauen konnte und hinein in die Diele.

Glenda Perkins stand nur einen halben Yard von der Türschwelle entfernt. Sie hielt sich im Licht auf. Ich hatte ihre Schritte nicht gehört, sie mußte geschlichen sein.

Aus der Küche hatte sie etwas mitgebracht. Es war eines dieser Fleischermesser, dessen lange, rasiermesserscharfe Schneide genau mit ihrer Kehle abschloß.

Ihre Augen bewegten sich ebensowenig wie ihr Körper. Sie stand unter einer ungemein starken Spannung, die möglicherweise nur einer lösen konnte.

»Was soll das?« fragte ich mit leiser Stimme.

Jetzt stand Mr. Todd auf. »Es ist ganz einfach, Sinclair, ganz simpel. Ich brauche ihr nur den entsprechenden Befehl zu übermitteln, dann tötet sie sich selbst…«

***

Gab es eine teuflischere Methode, um einen anderen Menschen in die Zwickmühle zu bringen?

Ich glaube nicht, und ich spürte in meinem Körper den Strom aus Eis, der sich von der Stirn bis zu den Zehenspitzen hinzog und mich so verdammt unbeweglich machte.

»Du sagst nichts, Sinclair!«

Ich schaute Todd wieder an und richtete die Beretta auf ihn.

»Damit erreichst du nichts, Sinclair. Wenn du schießt, wird Glenda Perkins sich ebenfalls töten. Sie hat von mir den entsprechenden Auftrag bekommen. Sie ist ein nettes Mädchen, wirklich. Außerdem so gehorsam. Ohne Schwierigkeiten zu machen, öffnete sie mir die Wohnungstür und ließ mich eintreten wie einen guten Freund.«

»Halt den Mund, Todd!«

Sein gesunder Arm schnellte vor. Er wies mit dem Zeigefinger auf mich. »Jetzt bist du nervös, wie?«

»Das gebe ich zu.«

Er lachte häßlich. »Schön, daß ich dich soweit habe. Es hat lange gedauert. Auf dem Dach bist du stärker gewesen, hier jedoch gebe ich den Ton an.«

»Gut, ich sehe ein, daß ich verloren habe. Was soll ich also tun, um Glenda aus der Lage zu befreien?«

»Wirf deine Waffe weg!«

»Und dann?«

»Wirf sie erst einmal weg!«

Ich senkte den Arm und schüttelte die Hand. Durch den Schwung landete die Beretta auf einem freien Sessel.

»Gut gemacht!« lobte mich der Chinese. »Wirklich gut gemacht. Du hast da noch etwas, das mir nicht gefällt.«

»Wieso?«

»Es ist ein Dolch!«

»Okay, verstanden.« Ich griff unter meine Jacke und holte die Klinge hervor. Sie fand ihren Platz neben der Beretta.

»So gefällt mir alles viel besser.« Todd rieb seine Hände. »Es ist einfach wunderbar.«

»Was geschieht nun?«

»Ich denke noch nach, wie ich dich umbringen soll. Ich könnte natürlich die Pistole nehmen oder den Dolch. Aber auch meine Klinge.« Er griff unter sein dunkles, mit Schmutzflecken übersätes Jackett und holte den Sicheldolch hervor. »Drei Möglichkeiten, wie du siehst. Nur gefallen sie mir nicht. Ich denke da an eine vierte. Du hast ein außergewöhnliches Leben geführt, Sinclair, das will ich gern zugeben. Wer so ein Leben hinter sich hat, der soll auch einen außergewöhnlichen Tod bekommen. Das bin ich dir einfach schuldig, und deshalb gefällt mir die vierte Alternative am besten. Glenda

Perkins wird dich umbringen!«
Ich schaute ihn an.
Er gab den Blick zurück und zeigte ein kaltes Lächeln. »Na, wie gefällt dir das? Oder glaubst du mir nicht? Glaubst du nicht, daß ich sie derart beherrsche, daß sie es schafft?«
»Doch, ich traue es dir zu!«
»Dann ist ja alles klar.« Er trat zurück, behielt den Dolch in der Hand und kümmerte sich um meine abgelegten Waffen nicht. In Glenda Perkins hatte er eine viel stärkere.
Die Lage wurde brenzlig und auch brandgefährlich für Glenda und mich. Konnte ich es riskieren, nach der Beretta zu springen? Die Distanz zum Sessel war verflixt groß, und Glenda hielt noch immer das Messer an ihre Kehle.
Wenn ich mich falsch bewegte, würde Todd ihr einen entsprechenden Befehl geben. Er beherrschte die Telepathie, schaffte es durch diese Eigenschaft, andere unter seine Knute zu zwingen.
»Keine Tricks, Sinclair. Du schaffst es nicht!« Er erstarrte für eine winzige Zeitspanne. Wahrscheinlich sandte er jetzt das posthypnotische Signal. Glenda hatte verstanden.
Sie drehte sich plötzlich und stand vor dem Wohnzimmer. Dabei behielt sie das Messer an der Kehle.
»Jetzt kommt sie!« flüsterte Todd. »Jetzt kommt sie zu dir. Sie wird dich vielleicht umarmen, aber diese Umarmung wird tödlich sein, das verspreche ich dir.«
Er bekam von mir keine Antwort. Ich hatte nur Augen für Glenda und schaute über die blanke Klinge hinweg in ihr Gesicht, das so ungewöhnlich starr und leblos wirkte, als würde es ihrer Zwillingsschwester gehören und nicht ihr selbst.
Es war bei mir leider nicht so wie in den meisten Filmen, wo es der Held immer schafft, das Mädchen zu retten und den Bösewicht zu vernichten. Zu oft schon war ich reingefallen und hatte vielen Personen nicht mehr helfen.
Es lief bei Glenda in eine ähnliche Richtung.
Mir wurde noch kälter. Gleichzeitig steigerte sich bei mir auch die Konzentration, die sich zu einem regelrechten Streß verdichtete.
Gab es noch eine Chance für uns?
Glenda ging weiter. Ich versuchte ebenfalls, auf telepathischem Weg mit ihr in Verbindung zu treten, leider gelang dies nicht. Ich war kein Medium.
»Ja, geh weiter!« hörte ich den Totmacher hinter mir flüstern. »Geh nur weiter, kleine Glenda. Du weißt genau, was du zu tun hast, das weißt du genau, nicht?«
Todd hatte seine Stimme gesteigert. Ich ging davon aus, daß es bald soweit sein würde.

Noch einen Schritt.
Da passierte es.
Todd mußte den entsprechenden Befehl gegeben haben, und es lief blitzschnell ab.
Glenda Perkins senkte ihre Hand mit dem Messer, gleichzeitig drehte sie auch ihr Gelenk, und plötzlich wies die Klinge nicht mehr auf ihre Kehle, die Spitze des Messers zeigte jetzt auf mich. Dann stieß sie den Arm vor!

***

Die Waffe hätte mich oberhalb der Gürtelschnalle in den Bauch getroffen, wenn alles so gekommen wäre, wie Todd es sich gewünscht hätte. Aber er hatte einen Fehler begangen und eigentlich zu lange geredet, so daß ich mich hatte auf die Tat vorbereiten können.
Das Risiko war auch jetzt noch verdammt hoch, nur mußte ich es eingehen. Als Glenda zustieß, wandte ich mich ab. So schnell und reflexhaft, daß ich es selbst gedanklich kaum nachvollziehen konnte.
Ich hörte nur einen überraschten Aufschrei und spürte, wie etwas gegen mich prallte.
Nicht die Klinge, sondern Glenda, die ihren eigenen Schwung nicht mehr hatte ausgleichen können.
Ich war noch schneller. Bevor sie stolpern und zu Boden fallen konnte, hatte ich sie schon gepackt, sah für den Bruchteil einer Sekunde das verstörte Gesicht des Mr. Todd und riß Glendas rechten Arm herum. Ich machte es hart, fast schon brutal, das aber mußte sein. Der stechende Schmerz war für sie schlimmer als die hypnotische Beeinflussung des Chinesen. Sie konnte die Klinge nicht mehr festhalten, öffnete die Faust und ließ das Messer los.
Es fiel auf den Teppich, wo ich es wegstieß und Glenda mit einem Stoß quer durch das Zimmer beförderte. Sie krachte gegen ein Regal, aus dem sie noch durch den Anprall die Bücher holte.
Da drehte Todd durch.
Er sah wohl ein, vieles falsch gemacht zu haben, und versuchte es mit dem direkten Angriff.
Ich hörte seine Klinge pfeifen, als er sie durch die Luft zog. Ein tödlicher, silberfarbener Blitz, der mich gespalten hätte, doch mein Rammstoß mit dem Ellbogen traf ihn um einen Augenblick früher.
Der Messerarm schleuderte hoch, Todd kippte, fing sich wieder und rollte sich über eine Sesselkante ab.
Das Möbelstück fiel ebenfalls um.
Er sprang wieder hoch und hielt plötzlich Glendas Fleischermesser fest. Den Arm nahm er zurück, holte zum tödlichen Wurf aus, als ich mich auf dem Sprung befand.
Ich rammte in den Sessel hinein, auf dem meine Beretta lag, bekam

die Waffe zwischen die Finger, zielte über die Lehne hinweg und feuerte zwei Kugeln ab, bevor Todd noch zum tödlichen Messerwurf ansetzen konnte.

Er brüllte wie verrückt, als die Geschosse ihn auf die Zehen rissen.

So jedenfalls kam es mir vor.

Er fiel nicht zusammen, lief auch weiterhin und warf sich, bevor ich es noch verhindern konnte, auf das Fenster zu.

Sein Körper krachte gegen die Scheibe.

Das Splittern, das Platzen und sein Schreien vermischten sich zu einem Geräusch.

Danach war es einen Moment still, bis zu dem Aufprall unten auf dem Gehsteig.

Wieder trat Ruhe ein.

Ich ging zu Glenda, die sich mit schmerzenden Knochen erhob und den Kopf schüttelte. »Alles okay?« fragte ich sie schwer atmend.

»Ja, ja.« Sie hob die Schultern und schaute mich wieder mit normalem Blick an. »Was war eigentlich los, John?«

»Ach, wenn man es so nimmt, nichts. Wirklich, Glenda, es war nichts los, über das es sich zu reden gelohnt hätte.« Mit diesen Worten verließ ich die Wohnung…

***

Vor dem Haus hatten sich nicht nur einige Gaffer versammelt, die durch den Krach aufgeschreckt worden waren, auch Sukos Gesicht sah ich zwischen den Menschen.

Mein Freund hatte Mr. Todd bereits untersucht. Er nickte mir zu.

»Es ist erledigt.«

»Lebt er noch?« fragte ich trotzdem.

»Nein, du kannst ihn vergessen. Der Totmacher oder der King von Chinatown gehört der Vergangenheit an.«

Ich nickte. »Es war knapp gewesen, Suko, verdammt knapp sogar, aber das erzähle ich dir später.« Ich ging zur Seite und hielt mein Gesicht in den fallenden Sprüh, froh darüber, so etwas noch erleben zu können…

***

Einen Tag danach – Weihnachten!

Wir alle waren bei den Conollys zu Gast und hatten Sheila versprochen, über den Fall nicht mehr zu reden. Sie wollte an diesem Abend ihre Ruhe haben.

Bill lief noch immer mit einem dicken Verband um seinen Körper geschlungen herum.

Glenda hatte sich wieder erholt und aß fast so viel von dem Truthahn wie Suko.

Es sollte für uns eine lange Nacht werden, das hatte Bill versprochen.

Da die Conollys in einem großen Haus wohnten, standen auch genügend Gästezimmer zur Verfügung.

Sheila hatte den Weihnachtsbaum mit einem bunten Schmuck versehen und echte Wachskerzen gekauft.

Es wurde ein stimmungsvoller Abend, dessen Ruhe ich allerdings kurz vor Mitternacht durchbrach, als ich erklärte, daß ich aufbrechen wollte.

Alle starrten mich erstaunt an.

»Und wohin?« fragte Bill. »Doch nicht in deine Wohnung?«

»Nein, ich möchte noch jemand ein frohes Fest wünschen, auch wenn die Person das sicherlich nicht haben wird.«

»Wen meinst du?«

»Das spielt keine Rolle. Ich komme morgen noch einmal zurück.«

Ohne noch eine weitere Erklärung abzugeben, verließ ich den Raum und ging in den Flur.

Glenda war mir gefolgt. Sie schaute mich an, als ich den Mantel überstreifte.

»Ist es Jane?« fragte sie.

»Ja.«

Sie nickte. »Okay, John, ich verstehe dich. Grüße sie von mir und auch Lady Sarah.«

»Danke, das werde ich bestimmt machen.«

Dann trat ich hinaus in die Nacht, die so herrlich klar geworden war und vom Läuten der Weihnachtsglocken erfüllt wurde.

Friede auf Erden, bedeutete dies. Ich hoffte sehr, daß dies irgendwann einmal eintreten würde…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 515 »Schreie aus dem Werwolf-Brunnen«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 516 »Monster-Kirmes«